

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Herrn Ludwig Freyherrn von Hollberg eigene
Lebens-Beschreibung in einigen Briefen an einen
vornehmen Herrn**

Holberg, Ludvig

Copenhagen, 1763

VD18 12665428

Der dritte Brief.

urn:nbn:de:gbv:45:1-17404



Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie haben bisher jederzeit meine Arbeiten gebilliget, und mich zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, Ihr Beystand hat mich unterstützt, und Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich so vieles zu Stande bringen können. Was werden Sie aber ißt von mir urtheilen, da ich, ohne Ihren Rath vorher einzuholen, das beschwerliche Rectorat bey der hiesigen hohen Schule übernommen habe. *) Wird ihnen diese Veränderung

*) Herr Zollberg folgte dem sel. Herrn Etatsrath und Professor, Thomas Bartholin, welcher im Anfang

derung, da ich als ein Philosoph in einen Rentsmeister verwandelt worden, nicht eben so lächerlich scheinen, als die erste, da ich die Stelle eines Corporals mit einem öffentlichen Lehramte verwechselt. Werden sie nicht urtheilen, daß ich der Minerva untreu geworden, da ich angefangen, mich dem Mercur zu ergeben?

Quis locus ingenio, nisi quis se carmine solo vexet?

Gewiß, ich habe es selbst geglaubt, daß ich die Studien nunmehr verlassen würde, weil ich wußte, daß nur sehr wenige Menschen vermögend sind, diese beyden so ungleichen Beschäftigungen miteinander zu vereinigen. Und da ich auch wirklich wahrnahm, daß ich durch meine neuen Amtsverrichtungen von meinem gewöhnlichen Studiren abgehalten ward, so suchte ich indessen andre aufzumuntern, einige kleine und wohlausgearbeitete Schriften herauszugeben, und versprach demjenigen, der den Preis er-

hal-

Anfang des Apr. 1737 starb, den 20 Apr. desselben Jahrs in diesem Amte; siehe der dänischen Bibliothek erstes Stück, S. 449. Das Rectorat der kopenhagenschen hohen Schule hat Herr Hollberg 1735 geführt, und es sind in dieser Zeit verschiedene academische Schriften unter seinem Namen ans Licht getreten; welche aber nach der Gewohnheit dieser hohen Schule nicht von dem Rector, sondern von dem Secretär der Academie, welches allemal der jüngste Professor in der philosophischen Facultät ist, im Namen des Rectoris magnifici ausgefertigt werden.

halten würde, eine kleine Belohnung. Hies
 durch koste ich von denen ein gelinderes Urtheil
 zu erhalten, welche mich gleich bey dem Antritte
 meines neuen Amtes als einen Ueberläufer
 ansahen. Diese aber verfahren ohnstreitig zu
 scharf mit mir. Konnte ich denn nach einer
 vierzigjährigen fast beständigen Arbeit nicht oh-
 ne Schande meine Erlassung fordern? so, wie
 man diejenigen, welche so viele Jahre Dienste
 geleistet haben, mit Recht, und ohne sie des
 Müßiggangs zu beschuldigen, zu erlassen pflegt.
 Wenigstens entschuldigte ich mich hiedurch,
 wenn man mir wegen meines neuen Amtes Vor-
 würfe machte. Ich legte hierauf alle andre Ar-
 beiten an die Seite, und las in einigen Mo-
 naten nichts, als Rechnungsbücher. Aber die
 natürliche Neigung läßt sich nicht gut dämpfen.
 Meine alte Lust zum Studiren wachte wieder auf,
 und ob ich sie gleich eine Zeitlang unterdrückt
 hatte, so konnte ich sie doch nicht völlig auslö-
 schen. Es glimmten noch einige Funken in der
 Asche, welche das Feuer von neuem erregten.
 Und, daß ich alles kurz zusammen fasse, ich wid-
 mete mich meinen vorigen Bemühungen wieder.
 Ich erfuhr selbst, was der Poet von andern
 sagt:

tenet infaciabile multos

*Scribendi cacoëthes, et aegre in corde
 fenescit.*

Denn diejenigen, welche sich einmal den Stu-
 dien recht ergeben haben, können die Lust zu
 studie

studieren eben so wenig dämpfen, als diejenigen ihre Begierde zu Trinken zwingen können, welche seit langer Zeit sich dazu gewöhnt haben. Ich theile demnach meine Stunden, und widme einen Theil derselben dem Mercur, und den andern der Minerva; jenen ehre ich wegen meines Amtes; diese aber liebe ich aus Neigung. Und da meine Schriften Beyfall finden, und zugleich, wie einige urtheilen, nicht ohne Nutzen sind, so hoffe ich, daß mir sowol Mercur als Minerva sollen gewogen werden, da ich mich bemühe, den Nutzen und die Ehre von beyden zu befördern. Und gewiß, ich bin dem Studiren niemals eifriger ergeben, als im Brach- und Christmonat, da ich zwar durch allerhand oeconomiche Dinge, durch Wechsel, Rechnungen, Briefe und Gerichtshandel vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich von neuen dazu aufgemuntert werde. Denn wie das Wasser, wenn es eine Zeitlang durch Dämme aufgehalten worden, nach aufgezogenen Schleusen einen desto stärkern Lauf hat, so wird man auch durch solche ungleiche und miteinander streitende Berichtigungen zwar vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich wieder dazu angereicht. Ich kann solches durch die Bücher und Schriften bezeugen, die ich in der Zeit, da ich Quästor gewesen, herausgegeben habe.

In meinem vorigen Briefe versprach ich, eine Kirchenhistorie in dänischer Sprache herauszugeben. Diese Arbeit, welche ich, wegen

der bereits obenangeführten Ursachen, eine Zeitlang ruhen lassen, nahm ich wieder zur Hand, und wie ich mit derselben zu Stande gekommen war, so gab ich dieses Buch unter folgenden Titel heraus: Allgemeine Kirchenhistorie vom Anfang des Christenthums, bis auf die Reformation Lutheri, mit einigen Anmerkungen über die in der Historie benannten Cyclos und Jahrrechnungen *).

Alle

*) Dieses schöne Werk besteht aus II Theilen, und beyde sind 1738 in 4. ans Licht getreten. Der erste Theil ist 2 Alph. 19 Bogen, und der andre 3 Alph. stark. Herr Hollberg schreibt in der Vorrede: „Ich habe mich beflissen, eine zusammenhängende Historie zu liefern, woran auch Ungelehrte einen Geschmack finden können. Die Gelehrten treffen hier auch an, was sie suchen. Denn das ganze Werk ist mit Untersuchungen und Bedenken über strittige Materien angefüllt. Doch führe ich solche nur an, ohne sie zu entscheiden, welches sowohl den historischen Regeln gemäß, als auch für einen Schriftsteller am sichersten ist. Denn seine Kräfte daran zu setzen, daß man für das Publicum arbeite und den Reseritttel zum Lohn davon trage, solches will ich andern gerne überlassen. Daher ist in diesem Werke nichts dogmatisch, sondern alles historisch vorgetragen, und mit Zeugnissen glaubwürdiger Schriftsteller bestätigt.“ Die Kirchenhistorie nach der Reformation hat Herr Hollberg desfalls nicht zugleich mit abhandeln wollen, weil dieselbe, seiner Meynung nach, nicht wohl unter einer allgemeinen Historie kann begriffen werden; indem viele independente Kirchen sind, von denen eine jede ihre Gesetze hat, dar-

Alle Exemplare wurden in einem Jahre verkauft, und es erschien gleich darauf eine neue Auflage auf Kosten des Buchhändlers, Jacob Preussens. Sie werden sich gewiß über den großen Abgang dieses Werks wundern, da doch in demselben nur eine längstbekannte, und so oft bereits abgehandelte Materie vorgetragen wird. Die Welt ist längst mit Universalhistorien überhäuft, und die Leser werden schon durch den blossen Titel abgeschreckt. Aber dieses Buch hat verschiedene Vorzüge, wodurch es einen besondern Werth erhält. Die Redlichkeit und Unpartheilichkeit, welche man überhaupt von einem jeden Geschichtschreiber fordert, habe ich auch in diesem Werke, so viel mir möglich gewesen, aufs sorgfältigste beobachtet. Die Fehler der Kirchenväter werden nicht verschwiegen, bisweilen werden die Ketzer, wenn sie es verdienen, gelobt; ja selbst den römischen Päpsten wird der Ruhm, der ihnen gebühret, nicht entzogen. Ferner habe ich die weltliche Historie allenthalben mit zu Hülfe genommen, so weit dieselbe zur Erläuterung der Kirchengeschichte dienen kann. Es wird eine Begeben-

3 heit

darauf sie sich in ihrer äußerlichen Verfassung gründet, daher sie besser unter Particularhistorien, nach besondern Reichen, kann ausgeführt werden. Einen vollständigen Auszug von dem ersten Theile dieses Werks trifft man in dem dritten Stücke der dänischen Bibliothek auf der 237 u. f. Seite an. Siehe auch die Hamb. Ber. von Gel. Sachen auf das Jahr 1739. S. 439.

heit aus der andern hergeleitet, und eine Geschichte bahnt der andern den Weg. Ueberall werden die Ursachen entdeckt, woher die Ketzereyen, die Empörungen und die Verfolgungen entstanden. Hiedurch unterscheidet sich dieses Werk von einigen magern Kronicken, welche alles ohne Ordnung und Zusammenhang erzählen, und anstatt gründlicher und angenehmer Geschichte, trockne und leere Verzeichnisse von Kirchenlehrern und Ketzern enthalten. Endlich habe ich mir angelegen seyn lassen, den Ursprung aller Stiftungen und Ordnungen in der Kirche aufzusuchen. Am Ende eines jeden Jahrhunderts wird der Zustand der Kirche, in Absicht auf Lehre und Leben, aufrichtig beschrieben. Diese Eigenschaften, welche man nebst einigen andern Vorzügen bey meinem Werke wahrnimmt, haben dasselbe, ob es gleich nur eine bekannte Materie abhandelt, dennoch beliebt und gleichsam neu gemacht. Ich urtheile aber nicht selbst, sondern ich führe nur an, was andre geurtheilet haben. Und der Abgang, den dieses Werk gefunden, zeigt zur Gnüge, daß diejenigen ihre Mühe nicht vergebens anwenden würden, welche sich entschliessen wollten, diese Kirchenhistorie in fremde Sprachen zu übersetzen. Ein Geschichtschreiber kann dennoch angenehm und nützlich seyn, wenn er gleich eine bereits sehr oft vorgetragene Materie von neuem abhandelt. Es kommt alles auf die Art der Ausführung an, und man weiß, mit welchem

Bey

Beysfall die historischen Werke des Pufendorfs, Posvets und anderer gelehrten Männer aufgenommen worden. Ich habe allezeit den Mittelweg zwischen Gottfried Arnold und einigen gar zu eifrigen Lutheranern gehalten. Aber diese Aufführung hat nicht allenthalben Beysfall gefunden. Ein solches Schicksal haben die Schriftsteller zu erwarten, die keiner Parthey blindlings trauen, sondern allein der historischen Wahrheit folgen.

Wie ich diese Arbeit zu Stande gebracht hatte, und wegen meiner beständig anhaltenden Schwachheit nicht unbillig besorgte, daß ich nicht vermögend seyn würde, mehrere Schriften auszuarbeiten, so machte ich den Anfang durch verschiedene Belohnungen, die Kräfte der studierenden Jugend zu prüfen. Ich suchte deswegen einige moralische Materie aus, und versprach demjenigen, der dieselben in einem dänischen Gedichte am besten ausführen, und also den Preis erhalten würde, eine gewisse Belohnung. *) Bey den meisten fand dieses

T 4

Bor

*) Die erste Einladung ward im Weinmonath 1737. bekannt gemacht. Doch verschwieg der Herr Baron seinen Namen. Die Materie, welche zum erstenmal aufgegeben ward, war in den Worten des Horaz enthalten: Qui fit Moecenas, vt nemo, quam sibi sortem &c. Die Ausführung aber mußte nicht weitläuftiger seyn, als ein Bogen, damit man desto besser urtheilen könnte, wer den Preis, welcher in 20 thlr. bestand, gewonnen habe. Dieses ist

Vorhaben einen sehr großen Beyfall, ob es gleich auch an solchen Leuten nicht fehlte, welche, weil es etwas ungewöhnliches war, diese Erfindung für thöricht hielten. Es war aber doch diese Aufmunterung nicht ohne die gehofte Wirkung. Denn es traten mit der Zeit fünf Sammlungen von Preisschriften ans Licht, welche nun in jedermanns Händen sind. Andre Freunde der Wissenschaften wurden durch mein Beyspiel angetrieben, und machten unter eben denselben Bedingungen andre Materien bekannt, worauf sie gleichfalls gewisse Preise setzten. Durch diese Belohnungen wurden viele neue und bisher unbekannte Dichter, welche ihre eigne Stärke nicht gekannt hatten, auf-

ist nachher eine Zeitlang fortgesetzt worden. Siehe das zweyte Stück der dänischen Biblioth. S. 561; wie auch die zu Kopenhagen in dänischer Sprache ans Licht tretenden neuen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1739. S. 1. u. f. In den Jahren 1738. 1739 und 1740 sind fünf Proben der geistlichen Dichtkunst in 8. herausgekommen, welche in einigen geistlichen Gefängen bestehen, die auf geschene Einladung, und um den aufgesetzten Preis von 20 thlr. zu erhalten, auf das Weihnacht-, Ostern- und Pfingstfest über die Worte des Erlösers Matth. V, 3. und auf die heilige Taufe, ausgearbeitet worden. In dem Vorbericht aber, welcher der fünften Sammlung vorgesetzt ist, heißt es: Weil es scheint, daß die Lust, in der geistlichen Dichtkunst etwas mit rechten Fleiße auszuarbeiten, bey den meisten recht merklich abgenommen, so hält man es vorerst für unnöthig, jemandem weiter dadurch Mühe zu verursachen.

aufgemuntert, daß sie sich bemüheten, den Preis zu erhalten. Nunmehr aber wird diese Uebung nicht weiter fortgesetzt. So groß auch die Hitze im Anfange war, so sehr ließ dieselbe mit der Zeit nach. Wenn also diese Uebungen wieder sollten erneuert werden, so müßte man nicht nur auf eine neue Erfindung, sondern auch auf neue Bedingungen bedacht seyn, damit nicht nur junge Leute, sondern auch Männer von Alter und Stande sich darum bemühen möchten.

Ich war aber doch, da ich andre zum Schreiben aufmunterte, selbst nicht müßig, sondern schrieb eine Vergleichung der Geschichte und Thaten verschiedener, insonderheit orientalischen und indianischer großer Helden und berühmter Männer, nach dem Beyspiel des Plutarchs *). Ich habe in diesem Werke folgende Ordnungen erwählt: Zuerst wird eine Abhandlung von einigen Tugenden und Lastern vorangesetzt, wozu die eignen Thaten der Helden Gelegenheit geben. Hierauf folgen die Geschichte der Helden und berühmten Männer selbst; und den Schluß macht die, nach dem Beyspiel des Plutarchs, angestellte Vergleichung. Ich habe meistentheils asiatische und

E 5 india

*) Dieses Werk ist in II Theilen in 8. 1740 zuerst gedruckt, und 1742 wieder aufgelegt worden. In der Vorrede vertheidiget sich Herr Hollberg gegen einige Einwürfe, die man ihm wegen dieser Schrift machen könnte.

indianische Helden erwähnt, deren Thaten insgemein unbekannt sind. Ich will dieses Werk nicht weitläufig beschreiben, da es bereits ins Deutsche *) übersezt, und also auch auswärts nicht unbekannt ist. Ob ich den Schriftsteller einigermassen erreicht, welchen ich mir in dieser Schrift zum Muster vorgesezt, solches überlasse ich andern zu entscheiden. Wenn man die Scharfsinnigkeit, den Reichthum der Materie, die Anmuth der griechischen Sprache, die freye Schreibart, und andre schöne Eigenschaften bedenkt, welche die Schriften des Plutarchs so schätzbar machen, so würde man mich für sehr thöricht halten, wenn ich mich mit einem so großen Mann vergleichen wollte. Die Freyheit, welche die alten Schriftsteller hatten, daß sie schreiben konnten, was sie wollten, giebt ihnen auch noch einen großen Vorzug vor den neuern Scribenten, welche entweder ihres Nutzens halber, oder auch aus Heucheley schlechte Schriften abfassen, und durch Schmeicheleyen das Urtheil des Lesers so sehr verderben, daß man die Historien, welche nach der alten und aufrichtigen Art abgefaßt sind, für Satyren und Schandschriften hält. Es ist dieses Buch in Deutschland, nach dem Zeugniß der daselbst herauskommenden gelehrten Berichte**), sehr wohl

*) Die deutsche Uebersetzung ist noch nach der ersten dänischen Ausgabe von J. F. S. vorgenommen, und 1741 in 8. herausgegeben worden.

**) In den Nouis actis Eruditorum Lips. 1743. Mens. Octobr.

wohl aufgenommen worden, und es gereicht mir gewiß zu einem besondern Vergnügen, daß meine Arbeit bey unpartheischen und in dieser Sache erfahrenen Richtern Beyfall gefunden.

Wie ich noch mit dieser Schrift beschäftigt war, so gab ich eine Beschreibung von meiner Vaterstadt, Bergen in Norwegen, heraus. Die merkwürdigen Zufälle, welche diese Stadt erfahren, und die vielen Partheyen, wodurch dieselbe ehemals zerrüttet und ein Schauplatz bürgerlicher Kriege geworden, geben nicht nur einen reichen Stoff zur Beschreibung dieser Stadt, sondern machen auch das Werkgen selbst den Lesern angenehm und nützlich *).

Aus diesen letztern Arbeiten erhellet zur Gnüge, daß ich die Dichtkunst und andre scherzhafte Schriften gänzlich fahren lassen, und mich

blos

Octobr. p. 622. wird dieses Werk angeführt und sehr gerühmt. Zuletzt heißt es: Ea, quae perlegimus, nobis visa sunt hinc inde Plutarchum superare, saepius aequare, rarius proxime ad eum accedere. Docuit Cel. Auctor suo exemplo, aquilonaria ingenia haud semper frigere quin potius Gallis, huc illud saltantibus, leuissimisque esse tardiores Danos, eoque ipso iudicii praestantioris ac ingenii ad soliditatem magis subacti.

*) Es hat zwar Herr Jonas Ramus in seiner Beschreibung von Norwegen Seite 131. vieles von Bergen hergebracht; doch ist die Nachricht, welche Herr Hollberg von dieser Stadt ertheilet, und die 1740 in 8. herauskam, weit vollständiger und nützlicher.

blos mit solchen Dingen beschäftigt, welche einem Manne von meinem Alter anständig sind, weil ich selbst überzeugt war, daß dieses meinen Jahren und der ernsthaften Zeit, worinn wir leben, am meisten gemäß sey. Aus dieser Ursache unterdrückte ich auch beständig das bekannte Werk, die unterirdische Reise *), welches nunmehr in verschiedenen Sprachen gelesen wird.

*) Herr Hollberg hat dieses Werk in lateinischer Sprache abgefaßt, unter dem Titel: Nicolai Klimii, iter subterraneum, nouam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae, adhuc nobis incognitae exhibens e Bibliotheca B. Abelini, 1741 in 8. 1 Alph. mit Kupf. Im Jahr 1745 erfolgte die andere und vermehrte Auflage. Man findet die neuen Zusätze Blat 81 Zeil 4 bis zu Ende des §. ingleichen Bl. 137 Z. 22, Bl. 141 Z. 11. 18, und Bl. 257 Z. 1. 18. Außer diesen hat man auch eine geharnischte und gleichfalls satyrische Vorrede Pet. und Andreas Klims, zweener Söhne Th. Klims, und Enkel des großen Nicolaus Klims, davor gesetzt, worinn die Wahrheit dieser Begebenheit durch sechs Zeugen und deren Brief und Siegel und durch die Aussage eines norwegischen Finnen, Penwis bestätigt wird, der auf hohen Befehl sich in einen Adler verwandelt, sich in die Unterwelt begeben, und nach Verlauf eines Monats die Nachricht zurück gebracht haben soll, daß der Sohn des großen Klims seinem Vater in der Regierung gefolgt sey, und ist die quamitische Monarchie unter dem Namen Nicolaus des Andern beherrschte. Der Schluß lautet also: Ite iam, mortales increduli, et aut vos ipsos aut iudicia vestra in posterum suspendite! Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen, auf das Jahr 1745. St. XVII. S. 142.

wird. Ich hatte solches bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, und ob ich gleich von meinen Freunden unaufhörlich aufgemuntert ward, dasselbe herauszugeben, so blieb ich doch unbeweglich bey meinem einmal gefassten Vorsatze, und ließ mich durch keine Vorstellungen überwinden. Endlich aber erfuhr ein Buchhändler, daß ich eine Schrift ausgearbeitet hätte, wovon sich der Verleger einen großen Nutzen versprechen könnte. Es erbot sich auch derselbe, nicht nur diese Schrift zu kaufen, sondern er ließ auch nicht ehe nach, mich durch Bitten zu ermüden, bis er dieselbe endlich von mir erhielt. Ich überließ ihm aber doch dieses Werk nicht anders, als mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er dasselbe, ehe es gedruckt würde, der Censur übergeben, und meinen Namen dabey verschweigen sollte. Es ist zwar in diesem Werke nichts anders, als eine Sammlung moralischer Wahrheiten enthalten, welche, wie es die Natur einer solchen Schrift mit sich bringt, in einen unschuldigen Scherz eingekleidet worden. Ich wollte mir aber doch nicht gerne, da ich einmal angefangen hatte, mich mit ernsthaften und wichtigen Dingen zu beschäftigen, von neuem allerhand widrige Urtheile von solchen Personen zuziehen, welche alles, was aufgeweckt und scherzhaft ist, für sündlich, und der christlichen Ehrbarkeit unanständig, ansehen. Ich besorgte, daß man sich bey einer so ernsthaften Zeit darüber wundern möchte, wie ich noch ist an solchen

chen Kleinigkeiten ein Vergnügen finden können; ja man dürfte wol gar denken, ich sey bey zunehmenden Jahren wieder zu einem Kinde geworden. Ueberdem befürchtete ich, daß man von dieser Arbeit, wie von andern moralischen Fabeln, ein verkehrtes und widriges Urtheil fällen möchte; welches zwar einem jeden zum Mißvergnügen gereicht, keinem aber beschwerlicher ist, als einem Manne, der bereits ein ziemliches Alter erreicht hat, und sich beständig mit allerhand Krankheiten plagen muß. Es traf alles vollkommen ein, was ich vermuthet hatte. Das erste und einzige Exemplar, welches aus Deutschland hergebracht ward, setzte die ganze Stadt in Bewegung. Allenthalben hörte man verschiedene Reden und Auslegungen, insonderheit von solchen Leuten, welche das Buch nicht gelesen hatten. Es wurden so viele Zusätze und Erklärungen hinzugefügt, und die ganze Einrichtung ward so verkehrt vorgetragen; daß ich endlich selbst glaubte, es sey ein neues Werk, welches von einem andern ausgearbeitet worden. Diese Bewegung dauerte so lange, bis das Buch unpartheischen und vernünftigen Richtern in die Hände gerieth. Denn da legte sich der Sturm, und die meisten faßten bessere Gedanken. Ich sage, mit Bedacht, die meisten. Denn man findet solche Leute, welche auch in dem deutlichsten Vortrag Heimpllichkeiten suchen, und sich nach den Schlüssen zu demselben forschen. Man kann solche Leute,

Leute am besten mit den schädlichen Insecten in der gelehrten Welt vergleichen. Sie machen sich unnöthige Sorgen, und dichten den Schriftstellern Dinge an, welche ihnen nie in den Sinn gekommen sind. Damit ich aber doch diese tiefsinnigen Leute einigermaßen befriedigen möge, so will ich ihnen hier den Schlüssel zu dem ganzen Werke aufrichtig mittheilen.

Man trifft in meinem Vaterlande verschiedene Personen beyderley Geschlechts an, welche offenbar von ihrer Gemeinschaft mit den Zaubereyen und unterirdischen Einwohnern reden, und darauf beschwören, daß sie in tiefe Höhlen von unterirdischen Leuten abgeholt und hineingezogen worden. Die Thorheit dieser Menschen hat zu der gegenwärtigen Erdichtung Gelegenheit gegeben, und wird durch das Beyspiel des Helden in dieser Fabel des Nicolaus Klims lächerlich gemacht. Die Abbildungen, welche hin und wieder in dem Werke angetroffen werden, sind so verschieden und mancherley, und erstrecken sich auf den ganzen Umfang der Sittenlehre, daß also zu einer jeden Seite ein Schlüssel erfordert wird. Ich gestehe, daß diese Schrift in gewisser Absicht eine Satyre kann genannt werden, und zwar wegen der scharfen und bitteren Schreibart, womit die Laster abgemahlt werden. Da aber das menschliche Geschlecht überhaupt angegriffen wird, so ist es eine Satyre, die einem Philosophen nicht unanständig ist. Und vielleicht

scheint

scheint einigen die Schreibart noch gar zu eingeschränkt, furchtsam und kraftlos; weil es die Eigenschaft solcher Schriften nothwendig mit sich bringt, daß sie scharf eingerichtet seyn, und sowol angreifen als vergnügen müssen. Hierbey aber erfordert die Klugheit, daß die Verfasser solcher Schriften sich sehr wohl hüten, daß sie nicht die Grenzen überschreiten, und jemand besonders angreifen. Sie müssen vielmehr ihre Pfeile auf das ganze menschliche Geschlecht überhaupt losdrücken. Wenn sie dieses beobachten, so schreiben sie keine Stachelschriften, sondern sie unterweisen die Menschen, sie verwunden nicht, sondern sie heilen. Je allgemeiner eine Satyre ist, destoweniger verdienet sie diesen Namen. Es ist viel leichter zu entschuldigen, wenn man das ganze menschliche Geschlecht angreift, als wenn man eine Nation allein tadelt. Man handelt billiger, wenn man die Laster eines ganzen Volks, als eines einzelnen Geschlechts bestreitet. Und endlich ist die Satyre weit erträglicher, die ein ganzes Geschlecht lächerlich macht, als welche die Fehler und Gebrechen einer Person insonderheit aufdeckt und vorstellt. Diese unterirdische Reise kann mit Recht ein philosophischer Scherz genannt werden, welcher jederzeit erlaubt gewesen, insonderheit, da die Abbildungen so eingerichtet sind, daß sie auf ein jedes Volk gezogen werden können. Es ist also kein Schlüssel nöthig, wo die Pforte offen stehet, und man braucht keine Erklärung,

klärung, wenn die Sache an sich selbst helle und deutlich ist. Ich will aber doch allen denjenigen zum Besten, welche stets einen Schlüssel suchen, das ganze Räsel auflösen, und zeigen, was in diesem Gedichte vergnügt, angreift und unterweiset.

Die ganze Geschichte ist von keiner Erheblichkeit, und dienet blos dazu, die moralischen Lehren und Betrachtungen desto angenehmer vorzutragen. Der Inhalt dieser Fabeln ist, wie ich bereits erwehnt habe, von dem Aberglauben einiger Leute in meinem Vaterlande entlehnt, welche von ihrem Umgange, den sie mit unterirdischen Personen haben, sehr viel zu erzählen pflegen. Es wird vorgegeben, daß der Held dieser Fabeln, Nicolaus Klim, in die Unterwelt gerathen sey. Welche Erfindung, weil sie neu ist, destomehr gefällt. Die seltsamen Schicksale dieses Mannes bewegen und vergnügen den Leser durch ihre beständige Veränderungen. Es werden Thiere von einer wunderbaren Gestalt aufgeführt, worauf noch niemand gefallen ist. Es kommen redende Bäume und musikalische Instrumente vor, die Vernunft haben. Der Ausgang dieser Geschichte setzt den Leser in Bewegung, da der Stifter der fünften Monarchie in einer halben Stunde in einen armen Studenten verwandelt wird. Deßfalls lesen auch viele dieses Buch blos in der Absicht, die Zeit dadurch zu verkürzen. Es bestehet also die ganze Geschichte in einer

U

blossen

blossen Erdichtung; aber deswegen darf man dieselbe doch nicht als ein bloßes Geschwätz ansehen. Denn diejenigen, welche nicht gerne ernsthafte Vermahnungen hören, werden durch dergleichen Erfindungen aufgemuntert, ein solches Buch zu lesen. Trimalchio hatte unmittelbar bey seinem Grabmahl eine Uhr gesetzt, damit alle diejenigen, welche nach der Uhr sehen wollten, zugleich seinen Namen lesen müßten. Und denen zu Gefallen, welche gern etwas munteres lesen mögen, hat man den Ernst mit Scherz vermengt. Wenn ein Fischer sich nicht solcher Dinge bedient, wodurch die Fische gelockt werden, auf den Angel zu beißen, so wird seine Fischerey nur sehr schlecht von statten gehen: Und aus eben dieser Ursache haben auch die größten Weltweisen öfters lustige und reizende Fabeln erdacht, damit sie ihre Zuhörer auf eine angenehme Art unterweisen könnten. Ich habe mir Mühe gegeben, in Absicht auf die Moral, welche das Augenmerk des ganzen Buchs ist, solche Charactere vorzustellen, welche bisher noch nicht hinlänglich aufgeführt worden. Wie oft werden wir nicht durch den Schein der Tugenden und Laster betrogen; wie oft hält man nicht den Schatten für das Wesen selbst. Der Character derjenigen Personen ist vor allen andern merkwürdig: Die durch ihr Feuer alles ausrichten wollen, welche zwar eine Sache gleich einsehen, aber dennoch dieselbe nicht gründlich fassen. Solche Leute pflegt man insgemein mit

mit den größten Lobsprüchen zu belegen. Aber in der Landschaft Potu, werden sie als Müßig-
gänger angesehen, weil sie durch ihre beständige
Arbeiten nichts ausrichten. Hingegen pflegt
man diejenigen nachlässig und einfältig zu nen-
nen, welche sich nicht übereilen, sondern alles
vorher wohl überlegen, und daher auch nicht
mehr auf sich nehmen, als sie leisten können.
Von beyden geben die Einwohner in Potu und
Martinia ein Beyspiel. An dem einen Orte
hielt man den Klim für ein unnützes Geschöpf,
weil er so schnell eine Sache begreifen und fas-
sen konnte; und an dem andern Orte tadelte
man an ihm, daß er so viele Zeit dazu brauchte.
So sind die übrigen Charactere auch eingerich-
tet. Alles was Klim, welcher eine jede Sache
nach der gemeinen Vorstellung beurtheilet, in
den Ländern, wohin er geräth, siehet und an-
trifft, das ist ungereimt, und was er, dem ersten
Ansehen nach, tadelt und verwirft, das bewun-
dert und erhebt er, wenn er alles reiflicher über-
legt hat. Das ganze Werk zielt also beynabe
allein dahin, den Menschen ihre allgemeinen
und irrigen Meynungen zu benehmen, und die
Dinge, welche nur den Schein der Tugenden
und Laster haben, von den rechten Tugenden
und Lastern zu unterscheiden. Die meisten
Moralisten predigen mit solchem Eifer gegen
den Geiz, gegen die Wollust und Verschwen-
dung, daß sie ganz müde werden. Aber sie
wärmen das alte nur wieder auf, und sagen
U 2 nichts

nichts mehr, als was andre bereits davon gesagt haben, und was allen Leuten längstens bekannt ist. Hiedurch worden zwar die Ohren betäubt, aber das Herz wird nicht gebessert. Diejenigen aber richten weit mehr aus, welche die falschen Meinungen aus dem Wege räumen, und die wahren Begriffe mit aller Schärfe den Herzen einprägen; welche allgemeine, und fast durchgehends angenommene Irrthümer angreifen, und den geschminkten Tugenden die Maske abziehen. Solte jemand glauben, daß ich dieses alles blos zu dem Ende angeführt, mich selbst zu rühmen, der muß wissen, daß ich nicht von mir, sondern von dem Zwecke rede, den ich bey der Abfassung dieses Werks vor Augen gehabt habe. Ich behaupte, daß es der Pflicht eines Philosophen gemässer sey, die Menschen zu unterrichten, als gegen die Fehler zu eifern, welche die Lasterhaften selbst erkennen und einsehen. Dahin zielen die in diesem Gedichte gegebenen Lehren. Wie weit ich aber meinen Zweck erreicht, solches mögen andre beurtheilen. Dieses will ich nur noch zu meiner Vertheidigung hinzuthun: Wenn etwa jemand meine Schrift mit andern prächtigen und schönen moralischen Fabeln vergleichen, und in Absicht auf dieselben meine Arbeit matt und unvollkommen nennen wollte, der wird zugleich bedenken, daß das Schicksal und die Umstände der Scribenten nicht allenthalben gleich sind. In Deutschland, Frankreich, und insonderheit
in

In England, wo man alles frey sagen darf, was man denkt, und wo dem Geiste kein Zügel angelegt wird, ist es viel leichter, seine Stärke zu zeigen, als in unserm Norden, wo wir mit scharfen Censuren geplagt werden, wodurch Munterkeit und Feuer bey einem Scribenten gedämpft wird. Wenn deßfalls auch in hiesigen Ländern solche Dichter und Philosophen gefunden werden, die den Engländern nichts nachgeben, so erreichen sie doch die Vollkommenheit derselben nicht. Wer auf einem unbekanntem und mit Dornen besetzten Wege nach dem Ziel läuft, gelangt weit später dahin, als der auf einem ebenen und gebahnten Wege dahin eilet. Aber die Schuld ist nicht den Füßen, sondern dem Wege zuzuschreiben. Wenn ein Lehrer seinem Schüler beständig drohet, so macht er denselben verzagt. Man muß ohne Furcht und Sorgen seyn, wenn man zeigen soll, was man ausrichten kann. Wie Horaz anfieng, Satyren zu schreiben, so hatte er bereits sein gutes Auskommen.

Satur est, cum dicit Horatius, eheu!

Die größte Plage, welche unsre Dichter empfinden, bestehet darinn, daß sie ihren Geist und ihr Feuer unterdrücken, damit ihnen die scharfen und mißtrauischen Censores keinen Verdruß erregen. Ich habe aus eben dieser Ursache, welches ich gewiß versichern kann, manchen artigen Einsall weggelassen, damit man nicht denken sollte, ich hätte auf gewisse

Personen gezielet. Und dennoch ist es mir unmöglich gewesen, dieser Beschuldigung zu entgehen. Ich habe bereits, bey der Ausgabe meiner vorigen scherzhaften Schrifften, das Naturell meiner Landsleute kennen lernen, und aus eben derselben Ursache hatte ich mir auch fest vorgenommen, diese Schrift nicht ans Licht kommen zu lassen. Und gewiß, kein Ruhm, keine Aufmunterung soll mich ferner bewegen, jemals wieder diesen Weg zu betreten, oder mich nochmals auf dieses Meer zu wagen. Diese Arbeit will ich solchen Leuten überlassen, welche stärker, als ich, sind. Ich will aber vielmehr durch einen anständigen Müßiggang, und durch eine edle Nachlässigkeit alle Fehler wieder ersetzen und auslöchen, die ich durch meinen Fleiß begangen habe. Insonderheit bin ich sehr sorgfältig gewesen, daß ich der Geistlichkeit keine Gelegenheit geben möchte, gegen mich die Waffen zu ergreifen, da ich aus der Erfahrung weiß:

- - Animis quantae coelestibus irae.

Und gewiß, niemand hört mit größerm Widerwillen, daß man seine Laster angreift, als derjenige, der selbst öffentlich dagegen eifert; und niemand verfolgt heftiger, als derjenige, der allezeit gegen die Verfolgung prediget. Einige, welche mir nicht gewogen waren, fiengen gleich an, sich gegen mich zu rüsten. Sie liefen allenthalben in der Stadt herum, und streueten allerhand thörichte und unbillige Dinge aus, welche in meiner Schrift sollten enthalten seyn. Wie sie

sie aber merkten, daß sie nur bey wenigen Glauben funden, und daß man mit leichter Mühe eben so viele Satyren aus ihren Predigten ziehen könnte, wenn man unbillige Erklärungen darüber machen wollte, so wurden sie endlich müde, herumzulau- fen; und weil sie sich für diesen Erinnerungen fürchteten, so schwiegen sie stille. Man meynt, daß dieselben die unbillige Censur geschmiedet ha- ben, welche zu Göttingen herauskam. Ich kann dieses aber doch nicht gewiß behaupten, weil ich es nicht der Mühe wehrt achtete, mich nach dem Urheber derselben zu erkundigen. Einige trieben mich an, diese ungegründeten Beschuldigungen zu widerlegen: Aber ich halte dafür, daß man mit solchen Leuten sich in keinen Streit einlassen, noch ihre Fehler nachahmen muß, weil man ihnen sonst ähnlich wird. Ich freue mich vielmehr, daß ich dieses unbillige Urtheil mit Verachtung angese- hen habe. Und gewiß, es scheint gegenwärtig mit der gelehrten Welt sehr schlecht bestellt zu seyn: Da solche Leute nicht nur Bücher schreiben, son- dern auch dieselben beurtheilen. Die Urtheile, wel- che andre Völker von meiner Arbeit gefället haben, bezeugen zur Gnüge, mit welchem Beyfalle man diese Schrift aufgenommen, und das Glück, welches dieses Buch erfahren, da man es gleich in fünf Sprachen übersetzt*), giebt deutlich genug

U 4 zu

*) Herr Hottberg nennt nur fünf Sprachen, da ihm vielleicht nicht bekannt gewesen, daß diese Schrift auch ins Englische und Holländische übersetzt worden.

zu erkennen, daß es auch auswärts mit eben demselben Vergnügen, wie in meinem Vaterlande, gelesen worden. Die Urtheile, welche man in einigen andern gelehrten Tagebüchern von dieser Arbeit antrifft, sind mir gleichfalls nicht unangenehm gewesen. Man giebt mir das Lob, daß die Erfindung sehr sinnreich und artig sey; nur meynen einige, ich hätte die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet. Und da endlich diese Richter den Ausspruch thun: Man müsse dem Verfasser diese Fehler verzeihen; so ist es billig, daß ich ihnen dieses Urtheil wieder verzeihe und zugute halte. Dies aber werden mir diese gelehrten Männer erlauben, hinzuzusetzen, daß diese Fehler, welche sie tadeln, von andern für eben so viele Zierrathen angesehen werden. Der Endzweck dieser Erfindung zielt dahin, gewisse Schriftstellen lächerlich zu machen, welche in der Beschreibung weitentlegner Lande uns so viele Fabeln für Wahrheiten verkauffen. Daß ich diese Absicht gehabt habe, solches erhellet aus den beyden Vorreden, welche diesem Werke vorgesetzt sind. Und wenn wir uns eine neue Welt vorstellen, so muß uns weiter nichts ungläublich vorkommen. Sollte auch wol einer, der wie Cicero sagt, auf der Insel Seripho gebohren worden, und niemals weiter gekommen, sich überreden lassen, daß Löwen und Pantherthiere vorhanden wären, da er auf seiner Insel keine andre Thiere, als Hasen und Füchse gesehen; und würde er nicht glauben, daß man über ihn spot-

tete,

tete, wenn man anfangen wollte, mit ihm von Elephanten zu reden. Wenn jemand in den Saturn, Jupiter, den Mond oder einen andern Planeten hingerückt würde, und daselbst unsre Erde beschriebe: Würden diejenigen, welche in den Planeten die Bücher beurtheilten, nicht eben dasselbe Urtheil fällen, daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet, und daß er ungereimte Dinge erfunden, welche mit der Natur und Erfahrung stritten? Würden sie nicht bey Erblickung einer menschlichen Gestalt erstaunen und ausrufen:

En! qualis facies, et quali digna tabella.

Einige gestehen, daß diese Schrift mit sehr vielem Wiß geschrieben, und mit vielen gründlichen Gedanken und Lebensregeln angefüllt sey. Sie glauben aber, daß diese Schrift vollkommen seyn würde, wenn ich einige scherzhafte Stellen, die einem Manne von meinem Alter und einem Philosophen nicht anständig wären, weggelassen hätte. Jedoch, diese Gedanken werden nur bey solchen Platz finden, welche nicht wissen, daß auch die gelehrtesten, frömmsten und ernsthaftesten Männer solche scherzhafte Schriften abgefaßt haben. Diejenigen aber, welchen bekannt ist, was für groffe Männer ich zu meinen Vorgängern erwählt, werden mir leicht verzeihen, wenn ich mit denen irre, deren Scherz und Munterkeit nachzuahmen, einem jeden Schriftsteller nothwendig Ehre bringen muß. Vielleicht urtheilt man auch gelinder, wenn man erwägt,

daß man auf eine doppelte Art scherzen könne. Einige finden an einem unanständigen, unverschämten, schändlichen und unzüchtigen Scherz einen Geschmack. Andern aber gefällt nur ein muntre, unerwarteter, fluger und angenehmer Scherz. Mit dieser letztern Gattung des Scherzes sind die Bücher der socratischen Weltweisen angefüllt. Viele haben sich eines solchen artigen Scherzes mit Vortheil bedienet; und hieher gehört die Sammlung des Cato, worinn lauter Kluge und witzige Einfälle vorkommen. Cicero hat gewiß nicht ohne Grund geurtheilet, daß man auch aus dem Scherz ein edles Gemüth erkennen könne.

Indessen urtheilen diese Richter noch ziemlich gelinde, und da man überhaupt vom Geschmack nicht viel zanken kann, so lasse ich einem jeden gerne seine Einsicht. Ich gestehe auch, daß die Erinnerungen derjenigen eine Aufmerksamkeit verdienen, welche wissen, daß man nicht durch Dornen gehen könne, ohne sich zu verletzen, und daher diese Schreibart einem alten und schwachen Manne wiederrathen haben. Aber so ist es mit der Neigung der Menschen beschaffen: Man unterwirft sich mit Freuden dem größten Verdruß, damit man einen unsterblichen Namen erhalte; man eilt der größten Gefahr mit dem innigsten Vergnügen entgegen, damit die spätesten Nachkommen unsre Standhaftigkeit rühmen mögen. Gewiß, ein Gemüth, welches nach Ehre und Ruhm ringet, wird durch nichts

so

so sehr, als durch die Betrachtung angefeuert, daß man sowol durch wichtige als geringere Bemühungen nicht allein noch im Leben berühmt werden, sondern auch noch nach dem Tode leben könne. Ich habe es dennoch öfters recht reiflich bey mir überlegt, ob es rathsam sey, sich wieder auf das Meer zu wagen, woselbst ich dem Schiffbruche öfters so nahe gewesen. Weil aber meine Freunde, denen meine Schrift gefiel, mir die Versicherung gaben, daß keine Gefahr zu besorgen sey, und keine Bewegung daher entstehen könne, so ließ ich mich endlich überreden. Ich besorgte, daß die Erfindung, und der hin und wieder eingemischte Scherz die meisten wider mich in den Harnisch bringen würde. Einige sagen die Wahrheit mit Bitterkeit, andre mit Lachen; beyde haben einerley Absicht, ob sie sich gleich verschiedener Wege bedienen, dieselben zu erreichen. Was man aber bey den ersten Eifer nennet, das wird bey den andern Muthwillen genannt. Denn da diese die Laster durch Erdichtungen und Scherz angreifen, so gerathen die Leser, welche kein gutes Gewissen haben, gleich auf den Argwohn, daß man sie dadurch lächerlich machen wollte.

Denen verzeihe ich am liebsten, welche mich mit meinen eignen Waffen zu bestreiten, und also zu urtheilen pflegen. Der Verfasser tadelt es bey einer jeden Gelegenheit, wenn man sich über andre aufhält, und dennoch urtheilet er selbst über andre Leute. Er streitet gegen
die

die Fehler, welche er selbst begeht. Er muß entweder aufhören zu schreiben, oder er muß seine eignen Fehler verbessern. Er muß entweder nicht weiter über die bittern Urtheile spotten, welche von andern gefällt werden; oder er muß selbst sein Richteramt niederlegen, damit es nicht scheine, als wenn man ihm allein das Recht eingeräumt hätte, sich über andre aufzuhalten. Diesen Vorwurf aber kann ich nicht besser von mir ablehnen, als wenn ich diesen Richtern zu Gemüthe führe, daß nichts edler sey, als wenn man seine Fehler nicht verhehlet, sondern solche frey bekennet. Dadurch giebt man zu erkennen, daß man den Anfang gemacht habe, auf die Besserung seines Lebens zu gedenken. Und diese Aufführung ist einem jeden Philosophen rühmlich. Hiermit stimmt auch das Urtheil überein, welches die Verfasser der gelehrten Zeitungen, bey der Gelegenheit, da sie meine Schriften angeführt, von mir gefällt haben. In den hamburgischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1732. heißt es von mir: Die Laster, Mißbräuche und üble Gewohnheiten läßt er so wenig an sich selbst, als an andern ungestraft. Und an einem andern Orte sagen die Verfasser: Wenn er seinen eignen Character entwirft, so macht er sich kein Bedenken, sich selbst bisweilen durchzunehmen. Wer also seine eignen Fehler aufrichtig bekennet, und nicht einmal seinen Namen verschweigt, der kann die Fehler des menschlichen Geschlechts frey

frey und ohne Bedenken tadeln. Der andre Einwurf wird durch die Absicht hinlänglich widerlegt, welche ich in diesen Briefen deutlich genug zu erkennen gegeben. Ich habe niemals in meinen Schriften die Absicht gehabt, jemand lächerlich zu machen; sondern ich habe mich lediglich bemühet, einige Proben in den sogenannten schönen Wissenschaften zu geben, damit mein Vaterland auch solche Schriften aufweisen, und dadurch den Vorwurf derjenigen von sich ablehnen können, die uns den Mangel solcher Schriften vorrücken. Aus dieser Ursache habe ich in solchen Abhandlungen, welche, ihrer Natur und Absicht nach, eine scharfe Schreibart erfordern, solche auch gebraucht, und die Fehler ohne Scheu scharf und bitter angegriffen. Man könnte daher eher fragen, warum der Verfasser Comödien, Satyren und moralische Fabeln geschrieben, als, aus welcher Ursache er sich einer beissenden Schreibart bedienet habe? Verwirft man dieses, so tadelt man zugleich die wichtigsten Völker, die berühmtesten Weltweisen, den Plato und Socrates selbst. Wenn man aber durch diese Beispiele zurückgehalten wird, diese Schreibart zu verwerfen, so ist man gezwungen einzuräumen, daß Scherz und Schärfe in solchen Schriften nothwendig erfordert werden. Ein Lustspiel ohne Scherz, eine Satyre ohne Stacheln ist einem Wagen ohne Räder ähnlich. Deswegen muß man entweder eines gänzlich verwerfen,

fen, oder auch dieses zugeben. Dennoch aber müssen sich auch die Verfasser selbst wohl hüten, daß sie nicht unter dem angenommenen Schutz der Sittenlehre rasen, und sich dadurch an ihren Feinden zu rächen suchen. Von diesem Fehler sprachen mich alle diejenigen frey, welche meine scherzhaften Schriften mit unpartheyischen Augen ansehen. Ich habe mich auch selbst bemühet, durch unaufhörliche Erinnerungen die Schriftsteller davon abzurathen, daß sie nicht über eine Person besonders spotten sollten. Ich habe mich oft selbst in meinen Vorreden dergleichen getadelt, daß ich in der Antwort auf einige Beschuldigungen etwas hitzig gewesen; ob man gleich glaubt, daß es nach dem Kriegsrecht zugelassen, und als eine erlaubte Nothwehr anzusehen sey. Und sollte es darauf ankommen, solche Schriften zu schreiben, wodurch jemand besonders beleidiget würde, so würde ich gewiß unter meinen Landsleuten der allerletzte seyn, welcher sich dazu durch Belohnungen oder Aufmunterungen würde anreizen lassen. Denn dieses ist nicht nur einem Philosophen, sondern auch einem jeden redlichen Menschen höchstunanständig. Wie sehr wollte ich mich freuen, wenn dieses mein einziger Fehler wäre, und wenn meine Feinde mir sonst nichts vorzuwerfen wüßten, als daß ich unter erdichteten Namen über die Fehler des menschlichen Geschlechts gespottet, oder daß ich unter lustigen Fabeln nützliche Lebensregeln gegeben. Aber ich habe
andre

andre Fehler an mir, welche ich bisweilen mit einer fast gar zu grossen Aufrichtigkeit selbst be-
kannt habe.

Jedoch, ich will von dieser unterirdischen Reise nicht weitläufiger handeln, welches meine letzte Schrift von dieser Art seyn soll. Dieses kleine Werk ward gleich darauf in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Daß man es aber so späte erstlich in der dänischen Sprache gelesen, dazu habe ich selbst Anlaß gegeben. Die meisten Dänen verstehen die deutsche Sprache, und ich hielt es nicht für rathsam, diese aus der Sittenlehre entlehnten Regeln und Borschriften dem verkehrten Urtheil des gemeinen Mannes zu unterwerfen, welcher nicht vermögend ist, dieselben einzusehen. Was andre mit Nutzen lesen und verstehen, das kann der gemeine Mann kaum durch die Brille sehen. Folgende Fabel drückt dieses sehr schön aus: Der Maulwurf hörte, daß die Menschen Brillen brauchten, und bat deßfalls seine Mutter, daß dieselbe ihm auch eine solche Brille kaufen möchte. Die Mutter aber gab ihm diese Antwort: Begehre solche Dinge nicht, die deiner Natur nicht gemäs sind. Denn die Brillen, welche den Menschen dienlich sind, leisten den Maulwürfen nicht den geringsten Nutzen.

Wie ich also dieses Werk zu Stande gebracht hatte, so nahin ich mir wieder etwas ernsthaftes vor. Ich hatte den Entschluß gefaßt, eine Geschichte zu schreiben; aber ich wüßte nicht eigentlich, welchen Theil der Geschichte ich wählen soll.

Ende

te.

te. Nach einer reifen Ueberlegung beschloß ich endlich, die Geschichte des jüdischen Volks zu schreiben. Folgende Ursachen bewegten mich insonderheit, diesen Entschluß zu fassen. Unter so vielen berühmten Männern, welche die Schicksale und Sitten dieses Volks beschrieben haben, hat keiner eine zusammenhängende Geschichte von dem Ursprung dieses Volks bis auf unsere Zeiten geliefert. Josephus fängt von der Schöpfung der Welt an, und geht bis auf die Zerstörung des Tempels unter dem Titus. Unter den neuern Scribenten sind auffer Zweifel Prideaux und Basnage die vornehmsten. Der erste hat einen Theil der jüdischen Geschichte abgefaßt, nemlich von der babylonischen Gefängniß bis auf die Zeiten Christi. Der letzte fängt da wieder an, wo der erste aufgehöret. Aus dieser Ursache sind diese drey Scribenten demjenigen unentbehrlich, welcher die jüdische Geschichte vom Anfange bis zu Ende wissen will. Damit man aber alles, was die jüdische Nation betrifft, desto leichter fassen und einsehen möge, so habe ich alles, was bey den erwähnten Scribenten von den vornehmsten Schicksalen, Sitten und Gesetzen dieses Volks enthalten ist, in einem Buche zusammengetragen. Wie ich noch hiemit beschäftigt war, so kam ein Werk in französischer Sprache unter dem Titel heraus: Histoire du peuple de Dieu; welches aus zehn Theilen in 4. bestand. Ich urtheilte, daß meine Arbeit nunmehr überflüssig seyn würde. Aber diese Furcht verschwand, sobald

so bald mir nur das Buch zu Gesichte kam. Es ist in demselben nur die Geschichte des alten Testaments enthalten. Doch verdient diese Arbeit nicht einmal den Namen einer Geschichte, wegen der vielen Zusätze und erdichteten Reden, womit diese Bände angefüllt, und zu einer so großen Weitläufigkeit gediehen sind. Die kleinsten Begebenheiten sind hier mit der größten Beredsamkeit vorgetragen: Und weil Adam, Noa und die übrigen Patriarchen in diesem Werke überaus gekünstelt sprechen, und sehr weitläufige und nach den Regeln der Beredsamkeit ausgearbeitete Reden halten, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß sie sich zu unsern Zeiten zu Paris oder Versailles aufgehalten hätten. Ich übergehe hier die andern Fehler, welche in diesem Buche enthalten sind, und den Lesern einen Ekel erregen.

Ich setzte also meine Arbeit mit allem Fleiße fort, und entlehnte das meiste aus den bereits oben angeführten Scribenten. In dem Leben der Patriarchen habe ich sehr viel aus der prächtigen Historie genommen, welche von einer gewissen Gesellschaft in England herausgegeben wird. Da ich aber nur die ersten beyden Theile besaß, und der andre Theil nicht weiter gehet, als bis auf die Zeiten Sauls, so habe ich nachher keine andre Wegweiser gehabt, als die Bücher des alten Testaments und den Josephus, bis auf das Ende des israelitischen Reichs, wo Prideaux anfängt. Dennoch aber ist dieser Theil der Ge-
X
schichte

schichte deßfalls nicht trockner oder von geringerm Nutzen, als die übrigen.

Ausser den angeführten Scribenten habe ich mich der schönen und wohlausgearbeiteten Schriften der berühmtesten und in den Alterthümern höchsterfahrenen Männer bedienet. Philo, Eusebius, Lightfoot, Vitringa, Richard Simon, Spencer, Ireland, Seldenus, Salomon Ben Birga, Ganz, Bartolaccius und andre berühmte christliche und jüdische Schriftsteller sind meine Vorgänger und Gehülfen gewesen; dieses bezeugen die vielen Zeugnisse, die ich aus ihnen entlehnet und auf den Blättern angezeigt habe. Schutt ist ausführlicher als Basnage, und hat auch viele Fehler entdeckt, welche derselbe begangen. Er hat die jüdische Geschichte in dem letzten Jahrhundert in ein grosses Licht gesetzt. Wie ich endlich mit diesem Werke zu Stande gekommen war, so gab ich dasselbe in zween Bänden in Quart heraus. *) Die grossen Kosten, welche zum Drucke desselben erfordert wurden, verursachten, daß ich sehr lange bey mir überlegte, ob ich nicht den ists so bekannten und üblichen Weg der Pränumeration bey dem Verlag dieses sehr weitläufigen Werks erwählen wollte? Ich ward aber durch den grossen Mißbrauch, welcher bey dem Vorschuss eingeschlichen, davon abgehalten. Es gewinnt

*) Und zwar im Jahr 1742. unter diesem Titul: Jüdische Geschichte, vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten.

winnt mit der Pränumeration gegenwärtig fast eben dasselbe Ansehen, als wenn man Almosen bittet, und deswegen ließ ich das Werk auf meine eigene Kosten drucken. Diejenigen kann man mit Recht entschuldigen, welche sich dieses Mittels bey grossen Werken bedienen, die viele Kosten erfordern. Nun aber werden alle und jede eingeladen, auf Schriften von wenigen Blättern zu pränumeriren, welches wirklich eben so viel heißt, als wenn die Scribenten sagten: Gebt mir doch ein Almosen um Gottes willen. Da die Pränumerationes so weit getrieben werden, so befürchte ich, daß sich solches bis auf die Kaufleute und Tagelöhner, ja gar bis auf die unzuchtigsten Personen erstrecken wird, von denen man instünftige nichts wird erhalten können, wo man ihnen nicht das Geld voraus bezahlt.

Alles dieses habe ich während der Zeit zu Stande gebracht, da ich das Rentmeisteramt verwaltet; und ob ich gleich durch allerhand Verhinderungen abgehalten worden, so sollte man doch hieraus vielmehr schliessen, daß ich mich dem Studiren ganz aufgeopfert hätte. Einige haben auch daher den Schluß gemacht, daß ich wegen meines grossen Triebes zu den Wissenschaften mein Amt nachlässig verwalten würde. Es ist aber, so viel mir bewußt ist, nicht das geringste von mir in diesem Stücke verabsäumet worden, indem ich immer beyde Pflichten auf das sorgfältigste beobachtet habe. Der Trieb zu den Wissenschaften

muß uns niemals so sehr hinreißen, daß man dar-
über sein Amt versäumen sollte, da man vielmehr
aus den Wissenschaften selbst lernet, daß solches
aufs genaueste erfüllet werden muß. Ich ehre
die Minerva, so oft Mercur es mir erlaubet. Ich
sehe es als eine Pflicht eines Philosophen an, daß
man sein Studiren beyseite setze, wenn das Amt
andre Berrichtungen erfordert. Die meisten
Wissenschaften, denen ich bereits in meiner Zus-
gend ergeben gewesen, gefallen mir auch noch im
Alter, auffer, daß ich lieber alte, als neue Bücher
lese, und lieber die Quellen selbst auffuche, als aus
den Strömen schöpfe, die man daraus hergelei-
tet. Es sind aber doch nicht viele Bücher nach
meinem Geschmacke: Denn die mittelmäßigen
Schriften sind mir eben so sehr zuwider, als die
abgeschmackten. Und gewiß, wenn ich gar keine
gute Bücher haben könnte, so würde ich lieber sol-
che Schriften lesen, worinn nichts, als Wahr-
lein und Fabeln befindlich sind, als diejenigen,
welche mittelmäßig oder schlecht geschrieben wor-
den. Wie ich deßfalls vor einigen Jahren ge-
zwungen ward, in einem Wirthshause aufferhalb
der Stadt eine Nacht zuzubringen, und selbst kei-
ne Bücher bey mir hatte; so durchsuchte ich des
Wirths Bibliothek mit grossen Fleisse, und nach
gehaltener Musterung wählte ich mir endlich die
Historie vom Eulenspiegel, als ein geringeres Ue-
bel unter so vielen schlechten und gemeinen Bü-
chern. Da ich demnach nur an guten Büchern
ein Vergnügen finde, so fehlet es mir bisweilen
an

an Büchern, und meine Lust zu studiren wird dadurch sehr unterbrochen, weil ich genöthiget bin, die guten Bücher so oft wieder durchzulesen. An einigen Büchern aber finde ich ein so grosses Vergnügen, daß ich niemals müde werden kann, dieselben von neuem durchzulesen. Das Buch des Grotius, von dem Rechte des Krieges und des Friedens, scheint mir allemal neu zu seyn, ob es gleich bereits unter die alten Bücher gehört. Dieser grosse Mann hat das Eis in der Sittenlehre gebrochen, unzählige andre sind ihm hierinn gefolgt, keiner aber hat seine Vollkommenheit erreicht. Ein jedes Wort ist eine Regel, eine jede Regel ist ein Orakel, und die Schreibart ist so schön und reizend, daß man glaubt, einen der besten alten Schriftsteller zu lesen. Gewiß, der Name dieses grossen Mannes und die von ihm vorgetragenen Lehren werden niemals, auch bey denen spätesten Nachkommen, der Vergessenheit übergeben werden.

Unter den lateinischen Scribenten halte ich den Petronius Arbitar für den größten Meister. Denn es scheint, daß er in allen Stücken vollkommen gewesen. Das Historische, was sich in des Petronius Schriften findet, ist so deutlich, rein und reizend abgefaßt, daß er in diesem Stücke auch dem Livius den Vorzug streitig machen kann. Die Gedichte, welche allenthalben angeführt werden, sind mit einem virgilianischen Geiste geschrieben. Die Satyren sind beissend und munter, und man bemerkt allenthalben einen

so reichen Witz, wodurch alle comische Scribenten übertroffen werden. Petronius ist auch der einzige, welcher die gemeinen Redensarten anführt, und die thörichte Schwachhaftigkeit mit lebendigen Farben abmahlet. Man sollte denken, daß er seine ganze Lebenszeit unter dem gemeinsten und niederträchtigsten Pöbel zugebracht hätte, wenn er die Reden und das Geschwätze anführt, welche die Gäste des Trimalchio vorgebracht haben. Weil er aber zugleich unzüchtig schreibt, so muß man ihn der Jugend nicht in die Hände geben.

Noch niemals haben wir uns, mein Herr, wie Ihnen längst bekannt ist, wegen der lateinischen Dichter vereinigen können. Ihnen gefällt der Virgil am besten; ich aber halte den Ovidius für den größten. Sie folgen dem Urtheile andrer gelehrten Männer; ich aber folge in diesem Stücke meinem eignen Geschmack. Ich glaube, daß ich hierinn irre, aber ich habe diesen Fehler noch niemals überwinden können: Denn mich dünkt, daß man bisher noch keinen gefunden, den man diesen Dichter auch nur mit einigem Schein an die Seite setzen könnte. Er mag hoch oder niedrig, kurz oder weitläufig, ernsthaft oder munter schreiben, so ist er jederzeit vollkommen. Seine Metamorphosis ist in prächtigen Ausdrücken abgefaßt, aber doch auch zugleich so fließend, angenehm und leicht geschrieben, daß man dieselbe auch Anfängern in der lateinischen Sprache erkläret. Wenn man den Ovidius

Dius mit andern Dichtern vergleicht, so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, wie gekünstelt alles bey den andern ist, und wie natürlich alles bey dem Ovidius fließet. Auch wenn man seine Gedichte in eine ungebundene Schreibart zergliedert, so herrscht doch allenthalben der erhabene Geist des Ovidius; und dieser allein ist es, welcher seine Gedichte von einer ungebundenen Rede unterscheidet. Die Prosodie, die Geißel der Dichter, quält den Ovidius nicht. Seine Gedichte fließen in einer so natürlichen Ordnung der Wörter, als wenn er an keine gewisse Art der Gedichte gebunden wäre, und er unterscheidet sich hiedurch von denjenigen, welche die Wörter so sehr verwerfen, und das zuerst setzen, was billig zuletzt am Ende erstlich folgen sollte. Und diese natürliche Ordnung der Wörter beobachtet er nicht nur in seinen verliebten Schriften, in seinen Klaggedichten und in seinen Briefen, sondern auch in den prächtigsten Beschreibungen, der Verwandlungen; ja auch in den feurigsten und lebhaftesten Stellen schweift er doch niemals aus. Die Prosodie, ein abgemessenes Sylbenmaas, und was sonst andre Poeten so sehr zu martern pflegt, hält meinen Dichter niemals auf. Daher kann man auch keinen andern Poeten aufweisen, der dem Ovidius an erhabenen Ausdrücken und zugleich an Deutlichkeit gleichgekommen. Wenn andre sich, auch nur in kleinen Gedichten, die größte Mühe geben, deutlich zu schreiben, so trifft man

mod 5



bey dem Ovidius die größte Deutlichkeit, ohne den geringsten Zwang, in ganzen Büchern an. Und daß ich alles kurz zusammenfasse: Ovidius gehört unter diejenigen Dichter, welche von der Natur allein gebildet werden, und man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß er von den Musen ernährt und erzogen worden. Ich will mich aber doch deswegen mit denen in keinen Streit einlassen, welche den Virgil allen andern vorziehen. Dieses ist mir nur unerträglich, daß einige neue Kunstrichter so schlecht von dem Ovidius urtheilen, und ihn geringer schätzen, als den Horaz, Lucan und andre.

Man kann verschiedene Ursachen anführen, warum einige den Ovidius so kalt sinnig und mit so wenigem Vergnügen lesen: Ich habe solche bereits vor einigen Jahren in einer öffentlichen Rede berührt: aber dieselbe will ich hier nicht wiederholen. Dieses einzige will ich nur bemerken, daß die geringe Achtung, welche man gegen den Ovidius heget, auch daher entstehen kann, weil man die Schriften desselben beständig in Händen hat, und gar zu oft liest. Seine Verwandlungen werden von Dichtern, Mahlern, Kupferstechern, Gelehrten und Ungelehrten ohne Unterlaß gelesen, und auf mancherley Art angewandt. Dieselben haben eben das Schicksal, was die Thonkunst erfährt. Weil die sanften Thöne und die angenehme Uebereinstimmung derselben so oft gebraucht und unzähligmal angewandt worden, so sind die neuern Thon

Thonkünstler derselben überdrüssig, und finden nun an rauschenden und lärmenden Thönen einen Gefallen. Im Anfange finden wir bisweilen an dieser oder jener Speise ein ganz besonderes Vergnügen; wenn man sich aber dieselbe täglich zubereiten läßt, so wird sie uns zuletzt so sehr zuwider, daß wir auch kaum den Anblick und den Geruch derselben ertragen können. Die meisten Verse des Ovidius scheinen, wegen der netten Erfindung und des darinn herrschenden Witzes, lauter Sinngedichte zu seyn, und dennoch sind sie zugleich auch deutlich, als wenn sie in ungebundener Rede abgefaßt wären.

Den Juvenal habe ich so fleißig gelesen, daß ich seine Satyren fast aus dem Gedächtnisse hersagen kann. Die Strafgedichte desselben gefallen mir besser als die Satyren des Horaz. Dieser übertrifft zwar den Juvenal an Munterkeit, er wird aber wieder von dem Juvenal an Gründlichkeit übertroffen. Horaz vergnügt und ergetzt. Juvenal aber ist bitter, und straft scharf. Jener beurtheilt nur das äußerliche und was in die Augen fällt. Dieser aber dringt tiefer ein. Er deckt auch die verborgnen Laster auf, und erweckt bey seinen Lesern ein tiefes Nachdenken. Juvenal ist auch in seinen Lehren und Vorstellungen reicher und fruchtbarer. Horaz greift nur gewisse Laster an, und bringt öfters einerley Betrachtungen wieder vor. Juvenal führt seinen Satz sehr wohl und gründlich aus, und weicht nicht von demselben ab; aber

Das Gegentheil nimmt man bey dem Horaz wahr. In der ersten Satyre spottet Horaz über die Unbeständigkeit der Menschen, und gleich darauf sucht er den Geiz lächerlich zu machen. In der dritten Satyre tadelt er diejenigen, welche bey andern so leicht Fehler entdecken, bey sich selbst aber keine wahrnehmen können. Und gleich darauf kommt er auf die Stoiker, welche sagen, daß alle Sünden und Fehler gleich groß sind. Und so verfährt er auch in den übrigen Satyren. Doch bekenne ich auch, daß hin und wieder in den Schriften des Horaz solche Stellen angetroffen werden, welche von einer sehr reifen und gründlichen Beurtheilungskraft zeugen. Aber er ist sich selbst nicht immer ähnlich; denn man mag auf die Materie oder auf die Schreibart sehen, so ist er unbeständiger, als der Tigellius, über den er spottet. Und da seine Verse überdem sehr gezwungen sind, so dünkt mich, daß er kein Poet von Natur sey, sondern daß ihn die Kunst nur zu einem Dichter gemacht habe. Er pflichtet auch überdem den Sätzen des Epikurs bey; daher leugnet er eine Vorsehung, und preiset die Tugenden bloß ihres Nutzens wegen an. Die Moral des Juvenals ist weit besser. Er redet ehrerbietig und vernünftig von Gott und dem Endzwecke der guten Handlungen, und trägt viele Gedanken vor, die selbst einem Christen nicht unanständig sind.

Ferner ziehe ich den Plautus dem Terentio vor. Ich ändere mein Urtheil nicht, und wenn ich auch
den

den Horaz und seine Anhänger dadurch erzürnen sollte. Terenz ist zwar ohne Fehler, von denen Plautus nicht frey geblieben. Mir aber gefällt ein schönes Gesicht, welches einige Flecken hat, weit besser, als ein gemeines Gesicht, welches ohne alle Flecken ist. Die sorgfältige und reine Schreibart macht den Terenz einzig und allein beliebt; im übrigen aber kann man ihn nicht mit dem Plautus vergleichen. Man mag die Erfindung oder die Ausführung, die Munterkeit und den witzigen Scherz ansehen, welcher die Seele eines Lustspiels ist, so wird Terenz von dem Plautus sehr weit übertroffen, und kann mit diesem in gar keine Vergleichung gesetzt werden. Einige Lustspiele des Plautus, als Amphitruo, Menecmi, Aulularia, Mostellaria, sind ins französische übersezt worden. Man hält dieselben für die besten unter den neuen Schauspielen, und für eine rechte Zierde des Schauplazes. Ich könnte weitläufiger von diesen beyden comischen Scribenten handeln, und man würde mir auch ohne Zweifel zutrauen, daß ich ein gegründetes Urthoil davon fällen könnte, da ich selbst fünf und zwanzig Lustspiele geschrieben; aber die engen Grenzen, welche ich mir in diesem Briefe gesetzt habe, verstaten solches nicht. Dieses einzige will ich nur noch hinzufügen, daß man bey dem Plautus die Munterkeit antrifft, welche alle Lustspiele so angenehm macht, und die niemand nachher so glücklich wieder nachahmen können, als Moliere. Die

Comö-

Comödien, die nach dem Moliere geschrieben worden, sind matt, und meistens unangenehm. Sie gefallen daher auch sonst niemanden, als den Franzosen, deren Geschmack gegenwärtig ganz verdorben ist. Die neuen Comödienschreiber lassen es allein dabey bewenden, daß sie einige magere Unterredungen vorstellen, welche sie in drey oder fünf Aufzüge abtheilen. Dies ist, nach ihrem Urtheile, die einzige Pflicht, welche ein comischer Scribent zu beobachten hat. Diesenigen, von welchen meine Schriften beurtheilet worden, haben bemerkt, daß ich in meinen Sinngedichten den Martial, *) und in

meinen
 *) Herr Hollberg hat seinen Epistolis ad Virum Perillustrem sechs Bücher Sinngedichte beygefügt, welche er in mere nugatoria, dentata und philosophica eingetheilt. In den Hamburger Berichten von gelehrten Sachen auf das Jahr 1737. S. 456. wird geurtheilet, daß solche den Sinngedichten des Martials sehr nahe und oft gleichkommen. Von dem sechsten Buch seiner Sinngedichte schreibt Hr. Hollberg: Exhibet epigrammata in historiam sacram antiquam, ac opus proinde est sene dignum. Spero meliorem sortem habitura haec epigrammata, nam priora tot vitiis typographicis leatent, vt vix intelligi queant. Diese Sinngedichte, insonderheit einige von denen, haben dem Herrn Hollberg zu den moralischen Gedanken Gelegenheit gegeben, welche in zween Bänden in 8. 1744. ans Licht getreten sind. Wir haben von diesen moralischen Gedanken zwey deutsche Uebersetzungen, unter denen aber die von dem Herrn Pro-

meinen Briefen den jüngern Plinius *) zu meinen Vorgängern erwählt. Ich leugne dieses auch nicht. Wenn man die unzüchtigen Stellen bey dem Martial wegthut, so ist seine Schrift ein rechtes Muster, nach welchem die Sinngedichte müssen eingerichtet werden. Der Plinius gefällt mir so wohl, daß ich niemals müde werde, ihn zu lesen. Ja, ich würde ihn selbst dem Cicero in den Briefen vorziehen, wenn ich mich nicht für die eifrigen Anhänger des Cicero fürchtete. Ich ersuche sie aber zugleich, mein Herr, dieses nicht weiter auszubreiten. Denn ich weiß, daß es eine grosse Kezerey ist, einen jüngern lateinischen Scribenten einem ältern vorzuziehen. Vielleicht scheint ihnen selbst dieses Urtheil unbillig zu seyn; und ich gestehe gerne, daß ich oft von

Der

Professor Reichard, in Braunschweig, ausgefertigte, und mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung die beste ist, da die andre sehr schlecht und undeutsch gerathen. Siehe von beyden Uebersetzungen die Leipz. Gel. Zeit. 1744. No. 33. S. 296. wie auch die Hamb. Ber. 1744. St. 52. S. 437.

*) Man sehe die altonaischen gelehrten Zeitungen 1745. Stück XXVI. S. 217. Morhof hat in diesem Stücke andere Gedanken, und zieht die Briefe des Cicero den Plinianischen Briefen vor. Er schreibt in dem ersten Capitel seines Colleg. Epist. Post Ciceronem in lingua latina Plinii Iunioris epistolae omne ferunt punctum, quae adeo nonnullis placuerunt, vt vel ipsi Ciceroni antepo-
nant, in quo tamen illos errare, certum est.

der gemeinen Bahn abweiche. Aber ich folge in diesem Stücke meiner Einsicht, welche mich oft wider den Strom treibt. Und da der Geschmack der Menschen so sehr unterschieden ist, so habe ich doch vielleicht noch einige auf meiner Seite. Die Schriften des Seneca scheinen mir mit mehrerem Fleisse ausgearbeitet zu seyn, als die Schriften des Cicero. Es ist wahr, Cicero hat sich einer fließenden Schreibart bedienet, und deswegen wird er auch am meisten gerühmt. Einige aber halten etwas für eine natürliche Schönheit, was andre als eine Unachtsamkeit ansehen. Einigen gefällt nichts, was mit Fleiß und großem Nachdenken abgefaßt worden; und daher sagen sie, daß man in den Schriften der jüngern Scribenten die Beredsamkeit und die Zierlichkeit nicht wahrnehme, welche man bey den Scribenten des goldnen Alters, wie man zu reden pflegt, billig bewundert. So urtheilt Quintilian, welcher, wie Cicero den Demetrius Phaleräus, bey den Griechen deßfalls tadelt, auch bey den Lateinern den Seneca, und verborgner Weise auch den Plinius als solche angiebt, welche die Schönheit und Reinigkeit der lateinischen Sprache gekränkt hätten; recht, als ob dadurch die Schreibart verdorben, oder der Nachdruck einer Sprache entkräftet würde, wenn man seine Feder schärft. Wir folgen oft, ohne alles Bedenken, dem Urtheile unsrer Vorfahren. Und wenn einer jähnet, so jähnen die andern auch. Stellen Sie sich vor,
 als müßte *me*

mein Herr, daß der jüngre Plinius und Seneca in dem goldnen Zeitalter, und daß Cicero in dem silbernen Alter gelebt; was gilts, sie werden ganz anders urtheilen. Ich hatte mir vor einiger Zeit vorgenommen, diesen Satz in einer besondern Schrift auszuführen; ich bin aber durch andre Verrichtungen davon abgehalten worden.

Die meisten glauben, daß ich in der griechischen Sprache ganz unerfahren sey. Aber diese irren sich in ihrem Urtheile. Ich lese die griechischen Geschichtschreiber mit ziemlicher Fertigkeit, und habe auch wirklich zwölf griechische Scribenten, unter denen auch der Diodorus Siculus ist, ganz durchgelesen. Weil mir aber die Grammatik unbekannt ist, so scheint es, als ob ich auch nicht einmal die ersten Grundsätze gefaßt hätte. Von den griechischen Dichtern habe ich allein die beyden ersten Comödien des Aristophanes gelesen. Die Ilias des Homers aber bin ich oft durchgegangen. Weil ich wegen meiner schwachen Beurtheilungskraft von der Meynung anderer gelehrten Männer oft abweiche, so muß ich auch hier frey gestehen, daß ich an dem Homer nicht finde, was andre an ihm gefunden haben. Doch trete ich denen nicht bey, welche den Homer auf alle Art tadeln, und ihm gar keinen Platz unter den guten Scribenten einräumen wollen. Ich halte es aber auch nicht mit seinen blinden Verehrern. Die Schreibart und der Geist des Homers erweckt bey mir, wie bey andern Criticis, eine Bewunderung, und man kann
seine

seine Arbeit als eine rechte Quelle der griechischen Sprache anpreisen. Aber ich kann den Schatz und die grossen Vortheile nicht finden, welche sich, nach dem Ausspruche der Verehrer des Homers, die Redner, die Staatsleute und die Kriegshelden zu Nutze machen können. Man wird es wohl keinem General rathen, daß er mitten in der Schlacht sein Kriegsheer verlasse, und sich nach Hause begeben, um sein Hauswesen zu besorgen, wie Homer von dem Hector berichtet. Eben so wenig kann man den Rednern die Reden des Nestors zur Nachahmung anpreisen, welche mir öfters einen Schweiß ausgetrieben haben. Einige Freunde dieses alten griechischen Schriftstellers legen ihm auch eine vollkommene Erkenntniß aller Künste und Wissenschaften bey, welche ich aber, wegen meiner schwachen Einsicht, niemals bey ihm wahrnehmen können. Ich urtheile aber nur blos nach meinem Begriffe, und lasse einem jeden sein Urtheil frey. Es würde unbillig und thöricht seyn, wenn man sich deßfalls mit andern in einen Streit einlassen wollte.

- - Hanc veniam petimusque damusque.

Unter den griechischen Scribenten schätze ich den Plutarch am höchsten; und werde niemals müde, ihn zu lesen. Denn in diesem einzigen Schriftsteller ist ein rechter Schatz der Weisheit der Alten anzutreffen.

Bücher, die in den neuern Zeiten geschrieben worden, lese ich selten öfterer, als einmal; doch sind

sind einige Geschichtschreiber, als Humpredus Prideaur, Burnet, P. Daniel und Toiras Rapin hievon ausgenommen. Dieses sind aber auch die einzigen, die ich öfters durchlese. Die beyden lezten sind zu unsern Zeiten die merkwürdigsten. Deswegen lese ich sie mit dem größten Fleiße, und beurtheile alles, was ich lese. Wenn man diese beyden vortreflichen Geschichtschreiber miteinander vergleicht, so räumen die meisten dem Rapin den Vorzug ein. Ich kann aber diesem Ausspruche nicht beyfallen, weil ich zweifelhaft bin, wer von ihnen beyden den Vorzug verdiene. Denn nach meinem Urtheile fällt diese Entscheidung überaus schwer:

Inter vtrumque volat dubiis victoris pennis.

Dieser scheint zwar die Wahrheit mehr auf seiner Seite zu haben; jener aber scheint mehr mit wichtigen Schriften und Documenten versehen zu seyn. So weit die Acta Publica des Rymers gehen, von denen die englische Geschichte ein so großes Licht erhält, und wodurch so viele andere Geschichtschreiber verbessert und ergänzt werden, so lange ist Rapin der vornehmste, weil er die meisten Dinge aus den Quellen selbst herleitet. Sobald aber diese Acta aufhören, so ergreift er, wie einer, der Schiffbruch gelitten hat, alles, was ihm zuerst in die Hände kömmt. Ja, er folgt bisweilen den schlechtesten Geschichtschreibern, welche er öfters bloß nennet, ohne dabey anzuzeigen, in welchen Sammlungen sie anzutreffen sind, oder auf welcher Seite das angeführte Zeugniß

nih zu finden ist; sondern es heißt schlechtthin: Camden, Bacter, Du Chesne &c. Ueberdem fehlt sehr viel, sowol in dem Leben der Königin Elisabeth, als auch in der Regierung des Königs Jacob des Ersten, welches alles man aus andern Geschichtschreibern ersetzen muß. Der größte Theil der Geschichte Carls des Ersten ist aus den Sammlungen des Rushwords genommen, und enthält eine große Menge von königlichen Verordnungen, Patenten und offenen Briefen, welche zwar sehr nützlich sind, aber von den besten Geschichtschreibern zuletzt in einem Werke pflegen angeführt zu werden. Der P. Daniel scheint keine Mühe gespart zu haben, aus allen Winkeln des Königreichs Nachrichten zu seinem Werke aufzutreiben, und sich damit zu versehen, ehe er seine Arbeit angefangen. Allenthalben führt er gleichzeitige Scribenten, und die Tagebücher und Nachrichten solcher Männer an, welche alles, was von ihnen verrichtet worden, selbst aufgezeichnet haben. Rapin hat sich allein den Theil der Geschichte angelegen seyn lassen, welcher die Geseze und den politischen Staat in sich begreift. Denn die Kriegshändel hat er ganz weggelassen, oder, wenn er bisweilen davon redet, sehr kurz berührt. P. Daniel aber ist in solchen Dingen, die den Krieg betreffen, am allerweitläufigsten; er führt auch die kleinsten Begebenheiten, ja die geringsten Scharmügel an. Daher scheint es, daß der erste gar zu wenig, der andre aber gar zu viel von dergleichen Dingen
ge

gemacht habe. Man sollte fast auf die Gedan-
ken gerathen, daß der erste ein Mönch, und der
andre ein Soldat gewesen; da doch Rapin in
Kriegsdiensten stand, P. Daniel aber ein Jesuit
war. Man kann sie auch daher beyde mit glei-
chem Rechte tadeln; und zwar den ersten, weil er
die Kriegshändel übergeht, von denen er am bes-
sten hätte urtheilen können; und den andern, weil
er am weitläufigsten in solchen Dingen ist, die er
nicht verstehet. Stellt man sich aber vor, daß
der erste ein Mönch, und der andre ein Kriegs-
mann gewesen, so kann man sie beyde weit leicht-
er entschuldigen. Ich will aber hiedurch dem
billigen Ruhme nichts abbrechen, den Rapin wes-
gen seiner großen Beurtheilungskraft, und wes-
gen seiner Liebe zur Wahrheit erhalten hat. Dies-
ses will ich nur behaupten, daß P. Daniel sich
bey seiner Historie weit mehr Mühe gegeben, und
mit einem weit größerm Vorrath von öffentli-
chen und wichtigen Schriften versehen gewesen,
als er sein Werk angefangen. Es ist gewiß, wenn
er anstatt der französischen Geschichte die englische
Historie geschrieben hätte, welche die fruchtbarste
von allen ist, und bey keinem Geschichtschreiber
trocken werden kann, er würde einen weit größ-
ern Ruhm erworben, und einen noch größern
Beyfall erhalten haben. Denn die Materie
selbst gereicht einem Verfasser öfters zum Vor-
theil. Diejenigen, welche die Schriften beur-
theilen, irren oft, wenn sie nicht auf die Materie
acht geben, welche ein Geschichtschreiber aus-
führt,

führt, ob es eine solche Materie sey, welche wegen ihres Reichthums bey keinem Schriftsteller matt und trocken werden kann. Man muß auch Zeit und Umstände erwegen, worinn sich ein Geschichtschreiber befunden. In den meisten Ländern ist die Freyheit der Geschichtschreiber gar zu sehr eingeschränkt. In England aber hat ein Geschichtschreiber völlige Freyheit, und die Furcht, wodurch so viele abgehalten werden, verursacht ihm keine Hinderniß.

Wie weit meine Kräfte in der Moral gehen, solches kann man aus den von mir herausgegebenen moralischen Schriften abnehmen. Einige Wissenschaften machen uns zu Menschen, andre zu wohlgesitteten Menschen, und zeigen uns den Weg zu einem ruhigen, stillen und glückseligen Leben. Keine Wissenschaft verdienet, nach dem Ausspruche des Cicero, diesen Namen, als diejenige, durch welche wir die Glückseligkeit erwerben können. Man nennt zwar diejenigen recht gelehrt, welche ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, daß sie Poeten lesen, und sich in der Musikunst, Rechenkunst und Sternkunde üben. Aber diejenigen verdienen diesen Namen mit weit größerem Rechte, welche alle Bemühungen einzig und allein darauf anwenden, glücklich zu werden. Durch die Moral lernen wir, wie wir unsre Handlungen in unserm ganzen Leben klug und vernünftig einrichten müssen. Wir lernen dadurch die Tugend kennen und hochachten, und die Laster werden uns durch ihre Lehren zum

zum Abscheu. Durch dieselbe wird das gemeine Wesen erhalten. Die Moral vereinigt hin und wieder zerstreute Menschen in eine Gesellschaft, und macht, daß dieselben erstlich beyeinander wohnen, und nachher in Eheverbündnisse treten. Durch sie sind die Geseze erfunden, und sie zeigt uns, wie wir uns aufführen, und was wir vornehmen sollen. Desfalls habe ich mich auch derselben ganz gewidmet: Doch erweitere ich meine Erkenntniß nicht so sehr dadurch, daß ich lese, was andre davon geschrieben haben, als vielmehr dadurch, daß ich selbst nachdenke. Ich rede also mehr mit mir selbst, als mit andern in ihren Schriften. Und es ist auch nicht nothwendig, daß man stets bey allen Fällen nachschlage, was andre davon geurtheilet haben. Die moralischen Schriften der alten Philosophen sind mir sehr wohl bekannt. Cicero, Seneca und Plutarch sind meine besten Freunde, und ich lese ihre Schriften öfters. Aber unter den neuen Moralisten sind mir nur sehr wenige bekannt. Was ich nützlich und nothwendig zu erinnern finde, das trage ich lieber in munteren Unterredungen und Lustspielen, als in scharfen und bitteren Schriften vor. Ich spotte nicht über die Sitten der gegenwärtigen Zeiten, ich bestreite die Laster nicht durch weitläufige Ermahnungen; sondern ich suche blos die gemeinen Irrthümer zu entdecken und vor Augen zu legen. Das erste erfordert die Pflicht eines Redners und Predigers; das andre aber kommt einem Weltweisen

sen zu. Wenn ich die Irrenden überzeugen will, so bediene ich mich der Lehrart des Socrates. Ich greife die Festung nicht mit offener Gewalt an, sondern ich suche sie zu untergraben. Ich suche sie durch Erdichtungen, durch Fabeln und Gleichnisse dahin zu bringen, daß sie die Wahrheit erkennen. Ich hatte einen Freund, dessen Ungedult und Unzufriedenheit ich durch keine Gründe besänftigen konnte; den ich aber durch eine Fabel aus meiner unterirdischen Reise völlig zufrieden stellte.

Dennoch hält man mich für keinen Philosophen, weil ich mich der philosophischen Sprache nicht bediene. Denn alles, was ich vortrage, suche ich so deutlich und verständlich zu machen, als es nur immer möglich ist. Je undeutlicher und dunkler aber zu diesen Zeiten jemand redet, desto größer ist sein Ansehen, und desto eher hält man ihn für einen großen Weltweisen. Man findet einige Leute, welche nichts lieber lesen, als was sie nicht verstehen. Man nehme die Decke weg, worinn die meisten Gelehrten unsrer Zeiten sich einhüllen. Man sondere die unverständlichen Worte und die ausgekünstelten Redensarten ab, so wird man befinden, daß vieles von dem, was man als das vornehmste und beste angesehen, trocken, gemein und elend ist. Wenn einige Schriften, die nun so sehr bewundert werden, in einer ordentlichen und faßlichen Schreibart entworfen wären, so würde man sie lange nicht so hoch schätzen, als sie ist von denen angesehen werden,

den, welche sich durch bloße Worte betrügen lassen. Der hochtrabenden Schreibart, den ausgekünstelten und unverständlichen Redensarten und den philosophischen Kunstwörtern haben es die mittelmäßigen Schriften einzig und allein zu danken, daß sie als Drafel angesehen werden.

Den Montagne liebe ich sehr wegen der Aufrichtigkeit, die in seinen Schriften herrschet, und ich würde ihn noch höher schätzen, wenn er nicht so viel von sich selbst gehalten hätte. Seine paradoxen Sätze gefallen mir wohl. Wenn ich jemanden solche Meynungen beylege, so verstehe ich dieses dadurch, daß derselbe durch kräftige, oder zum wenigsten wahrscheinliche Gründe die gemeinen Urtheile zu bestreiten und auszurotten sucht, welche gleichsam das Bürgerrecht bey den Menschen gewonnen haben. Wenn aber solche paradoxen Meynungen nicht wahrscheinlich sind, so hasse ich dieselben aufs äußerste. Aus dieser Ursache ist mir der Verfasser des Buchs von der Falschheit der menschlichen Tugenden, de la fausseté des vertus humaines, sehr zuwider; denn er verwandelt alle Tugenden in Laster, und leitet die Demuth aus der Hoffart, und die Mäßigkeit aus der Eigenliebe her. Die menschliche Klugheit und Vorsichtigkeit verspottet er, weil die allerverwegensten Handlungen bisweilen den glücklichsten Ausgang gehabt haben. Aber alle Beyspiele, welche er anführet, beweisen doch nichts anders, als daß der Ausfall nicht allemal mit dem Anfange übereingestimmt. Es ist eben so unglück-

glücklich, wenn er seine andern paradoxen Meynungen beweisen will. Wer solche ungewöhnliche Sätze vorträgt, und auch so schlechte Gründe braucht, dieselben zu bestärken, der verdient mit Recht, daß man ihn einen verwegenen Neuling nenne, und er ist fast gar nicht von einem solchen Menschen unterschieden, der seinen Verstand verlohren hat.

Uebrigens bin ich ein Liebhaber solcher Meynungen und Sätze, wenn sie mit Verstand vortragen werden, wie Montagne, Charon und der Philosoph zu Rotterdam, Herr Peter Bayle gethan haben. Dieser letztere führt zwar viele Dinge an, welche ein Christ billig verabscheuet; Indessen ist auch sehr viel gutes in seinen Schriften anzutreffen, und auch die falschen Sätze weist er mit einer so großen Geschicklichkeit vorzutragen, daß man sie wenigstens für wahrscheinlich hält. Es ist bekannt, was für einen Streit die Meynung des Bayle vom Ursprung des Bösen unter den Gelehrten erregt hat; und wie solche von vielen, insonderheit von dem gelehrten Clericus, angefochten worden, welcher seine ganze Gelehrsamkeit und alle Kräfte anwandte, diesen Satz des Bayle zu bestreiten und zu widerlegen. Es würde thöricht seyn, wenn jemand das Richteramt übernehmen, und über diese beyden grossen Männer urtheilen wollte. Wenn man diesen Streit von neuem rege zu machen und auszuführen willens wäre, so müßte man nothwendig dasjenige wiederholen, was Clericus davon

bey

beygebracht hat, welches so vollständig ist, daß nichts hinzugesetzt werden kann. Denn es ward auf beyden Seiten so scharf gestritten, daß Elericus endlich genöthiget ward, sich mit der Lehre des Origenes zu vertheidigen:

Anchora namque suam iam tenet illa ratem.
 Dieses einzige will ich nur anführen, daß es mir sehr thöricht zu seyn scheint, wenn man von den menschlichen Schwachheiten und angebohrnen Fehlern Anlaß nimmt, die Güte Gottes zu bestreiten. Gott hat verschiedene Dinge erschaffen. Ein Geschöpfe ist vollkommener, als das andere, und doch ist ein jedes in seiner Art vollkommen. Ein Mensch ist vollkommen, so weit er ein Mensch ist. Eine Fliege ist vollkommen, so weit sie eine Fliege ist. Will der Mensch sich mit den Engeln vergleichen, so muß er über seine Unvollkommenheit seufzen, und sein Schicksal beklagen. Vergleicht er sich mit gewissen Thieren, so muß er die kurze Dauer seines Lebens beweinen. Man erzehlt von dem Theophrastus, daß er auf seinem Todtbette die Natur angeklagt; daß sie den Hirschen und gewissen Vögeln ein so langes Leben gönnte, hingegen die Tage der Menschen so sehr verkürzte, da doch dieselben verdienten, am längsten zu leben. Wenn ein Mensch aber die Würmer und Insecten ansieht, so kann er sich erheben, und sich als das vollkommenste Geschöpf ansehen. Die Fliegen haben insonderheit ein elendes Schicksal. Es scheint, daß sie im Sommer blos zu dem Ende geböhren werden,

den, daß sie von dem Menschen mögen getödtet werden, aber doch nachher für Kälte sterben: Nichts destoweniger, wenn sie sich mit gewissen Arten der Würmer, oder mit den kleinen Thieren vergleichen könnten, welche, nach dem Bericht des Aristoteles, nur allein einen Tag leben, so würden sie sich einbilden, daß sie lange lebten; ja ihr Uebermuth dürfte so weit gehen, daß sie sich vorstellten, die Welt sey um ihrer Vorzüge willen erschaffen. Eben darinn bestehet die Schönheit, daß die Creaturen so sehr von einander unterschieden sind, und dadurch wird das Werk der Schöpfung nicht nur größer, sondern diejenigen, welche darauf acht haben, werden dadurch in ein noch größeres Erstaunen gesetzt. Wie es aber auch mit dem Schicksal der Menschen beschaffen seyn mag, welches Bayle so betrübt und elend vorstellt, so ist doch dieses gewiß, daß man fast niemals jemand antrifft, der gerne sterben wollte. Wir sind einige alte Personen bekannt, die zwar durch die hohen Jahre und mancherley Krankheiten ganz ausgemergelt worden, aber dennoch eine solche Furcht vor dem Tode haben, daß sie schon zittern, wenn sie nur den Tod nennen hören. Wenn ich dieses bey mir überlege, so muß ich mich wundern, daß die Lehre des Bayle von den beyden Principiis einen so großen Streit erregen können. Aus dem ungleichen Schicksal der Creaturen läßt sich nichts beweisen, man müsse denn behaupten, daß die Fliegen, weil sie geringer sind als die Löwen, oder

das

das Bley, weil es geringer ist als Gold, aus dem bösen Principio den Ursprung erhalten. Hier läßt sich einigermaßen die Antwort anwenden, welche ein Prediger einem bucklichten Menschen ertheilt, der unter seinen Zuhörern befindlich war. Da der Prediger in seinem Vortrage erwehnt, daß alles, was Gott erschaffen, sehr gut sey; So trat dieser bucklichte Mensch gleich zu ihm, wie er vom Predigtstuhl kam, und sagte zu ihm: Sehen sie, ich bin bucklicht, und nun müssen sie selbst bekennen, daß nicht alles, was Gott erschaffen hat, gut sey. Der Prediger aber antwortete ihm überaus artig: Als ein bucklichter Mensch seyd ihr sehr wohl gebildet. Obgleich diese Antwort nur in einem Scherz bestand, so war sie doch nicht unge reimt. Denn wenn gleich alle Menschen bucklicht wären, so würde doch die Güte Gottes dadurch nicht leiden. Einige Thiere hat Gott zum Schwimmen erschaffen, weil er wollte, daß dieselben sich im Wasser aufhalten sollten. Einige sind zum Fliegen erschaffen, weil Gott wollte, daß sich dieselben der freyen Luft bedienen sollten. Einige Thiere sind erschaffen, daß sie kriechen, und andre, daß sie gehen sollen; und von diesen leben einige für sich selbst, einige aber in Gesellschaft mit andern. Einige sind zahm, andre aber wild und grausam. Ein jedes Thier ist in seiner Art vollkommen. Ich gestehe zwar, daß die Menschen hätten vollkommener erschaffen werden können: Ich gestehe auch, daß sie so hätten können erschaffen werden, daß sie

nies

niemals hätten sündigen können; ja, ich räume endlich auch ein, daß Gott es durch seine unumschränkte Allmacht hätte verhüten können, daß seine Gebote niemals von den Menschen wären übertreten worden. Wenn sie aber auf eine solche Art hätten sollen erschaffen werden, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, zu sündigen, so wären sie entweder Engel, oder blosser Maschinen gewesen; und wenn Gott sie durch seine unumschränkte Macht von Sünden abgehalten hätte, so hätte er auch nicht länger ein Gesetzgeber oder ein Richter seyn können. Denn es streitet miteinander, ein Gesetz geben, und zugleich durch eine ungebundene Macht verhüten, daß dasselbe nicht übertreten werde. Was die Strafen der Gottlosen betrifft, so darf man nur lediglich mit dem Clericus antworten: **GOTT** thut nichts, was entweder mit seiner Gerechtigkeit, oder auch mit seiner Güte streitet. Es stehet einem jeden Richter frey, ohne dadurch seiner Gerechtigkeit und Wahrheit zu nahe zu treten, die Drohungen einzuschränken und die Strafen zu mildern. Mit den Belohnungen verhält es sich ganz anders: Denn was einmal versprochen worden, solches muß aufs genaueste erfüllet werden.

Es ist bekant, mit welchem Eifer die gelehrtesten Männer wegen dieses Sazes gestritten haben, daß auch zulezt die gehörigen Schranken von ihnen nicht mehr beobachtet worden. Man muß sich billig wundern, daß Männer, welche sonst sich so sehr zwingen können, und wegen ihrer

Mäße

Mäßigung einen so großen Ruhm erlangt, die Regeln, welche sie andern gegeben, so gar vergessen, und sich einander mit Scheltworten angreifen können. Aber diese gelehrten Männer waren, wie ehedem Cäsar und Pompejus gesinnet, von denen der erste keinen Oberrn leiden, der andre aber keinen ertragen konnte, der ihm an Macht und Stande gleich war. Bayle und Clericus sind fast die letzten, mit denen die gelehrte Welt, die nunmehr schon ein hohes Alter erreicht hat, recht prangen kann. Der erste war der Scharfsinnigste, der andre aber der Gelehrteste. Beyde haben sehr viele Bücher geschrieben. In den Schriften des Clericus trifft man eine gründliche Gelehrsamkeit an, da er sowol in den Grundsprachen, als auch in andern Sprachen überaus wohl erfahren war. In den Schriften des Bayle aber ist mehr Wiß und Scharfsinnigkeit. Er schreibt so reizend und blühend, daß man von ihm glauben sollte, er habe beständig am Hofe gelebt. Man findet nicht die geringste Spur von dem scholastischen Wesen, worinn er doch erzogen worden. Ich nenne diese Männer nicht ohne Ursache die beyden letzten Helden in der gelehrten Welt, welche nun alt und unkräftig geworden. Die Natur ist zwar auch zu unsern Zeiten noch nicht so entkräftet, daß sie nicht auch noch ist eben so fähige Köpfe, als ehemals, erzeugen sollte. Wenn man aber die großen Männer betrachtet, welche die vorigen Zeiten aufzuweisen haben, so kann man nicht leugnen, daß

der

der Flor der Wissenschaften ungemein vermindert worden:

— Iam languent exhausto robore vires.

Ich habe die Ursachen, denen man diesen Verfall zuschreiben hat, bereits in meinem vorigen Brief angeführt, und desfalls will ich dieselben hier nicht wiederholen. Dieses einzige will ich nur hinzusetzen, daß die heutigen Gelehrten, anstatt, daß sie in den vorigen Zeiten durch Belohnungen und Ehre aufgemuntert wurden, nunmehr das Schicksal des Poeten Cumolpus befürchten, und mit ihm seufzen müssen:

Nouimus plausum ingenii nostri.

Sint Moecenates, et erunt quoque in orbe
Marones,

Nasonemque Tibi vel tua rura dabunt.

Dieses ist ohnstreitig die vornehmste Ursache des Verfalls, den die Wissenschaften erlitten haben. Einige setzen noch andre Ursachen hinzu. Ich glaube, daß man hieher auch die scharfe Censur rechnen könnte, welcher izt alle Schriften müssen unterworfen werden. Denn dadurch wird nichts anders ausgerichtet, als daß lauter geringe, matte und elende Schriften ans Licht kommen. Durch die Furcht und Unwissenheit, wie auch durch den verdorbenen Geschmack der Censorum werden öfters die besten Bücher unterdrückt, und die schönsten Stellen ausgelöscht. Aus dieser Ursache halten es auch viele Verfasser für rathsamer, ihre Arbeiten gleich in der Geburt zu ersticken, oder sie lieber dem Staube und der
Ver

Bergessenheit zu überliefern, als dieselben solchen Richtern zur Beschimpfung in die Hände zu geben. Sollte jemand an dieser Wirkung der Censuren zweifeln, so darf man nur die Bücher, welche einer so scharfen Untersuchung unterworfen gewesen, mit andern vergleichen, die ohne Censur gedruckt worden, so wird man gleich den großen Unterscheid bemerken. Das Imprimatur, welches man den Büchern vorzusetzen pflegt, und wodurch man dem Verfasser die Freyheit ertheilt, sein Werk drucken zu lassen, bedeutet so viel, als wenn der Censor sagte: Hier ist ein Buch, welches lauter gemeine und von andern bereits tausendmal vorgetragne Dinge enthält, daß man dieselben nicht ohne Ekel und Widerwillen lesen kann. Oder auch: Dieses Werk kann gedruckt werden, denn es sind nur solche Wahrheiten darinn enthalten, welche allen und jeden bereits längstens bekannt sind, und der Verfasser hat nur solche Meynungen vorgetragen, die in unsrer Republik seit undenklichen Jahren angenommen worden. Man wendet zwar ein, daß einige Schriftsteller sich einer gar zu großen Freyheit anmassen würden, wenn man solche nicht auf diese Art einschränkte. Aber aus zweyen Uebeln muß man doch allemal das kleinste erwählen, und das Gute, welches durch diese Behutsamkeit ausgerichtet wird, ist gar nicht gegen den Schaden zu rechnen, welcher dadurch entstehet. Unser Norden bringt vortrefliche Köpfe hervor.

hervor: Aber sie werden niemals, nach meinem Urtheile, zur Reife kommen, wo man nicht diese Hindernisse völlig aus dem Wege räumt, und diese Ueberbleibsel des alten gothischen Wesens abschaffet. Je gesitteter ein Volk ist, desto größer ist die Freyheit, welche man den Scribenten verstatet. Die Wirkung davon kann man in Frankreich sehen, woselbst zu den Zeiten Ludwig des Bierzehnden so viele große Geschichtschreiber, Redner, Philosophen und Dichter aufstund, deren Arbeiten unsre heutige Scribenten bewundern, aber vergebens nachzuahmen suchen. Wie aber die Freyheit zu schreiben durch scharfe Gesetze eingeschränkt ward, und die Redner und Dichter, ja sogar die Comödienschreiber, ihre Schriften und Arbeiten einer strengen Censur unterwerfen mußten, so fiel alles auf einmal, und seit der Zeit hat man nicht gehört, daß etwas außerordentliches von ihnen geleistet worden. In Schweden siengen die Gelehrten an, sich zu erholen, wie der Krieg geendiget war, und der Friede wieder hergestellt ward. So viele Gaben aber auch jemand von Natur haben mag, und so vollkommen er solche auch durch den Fleiß immer zu machen sucht, so wird er doch niemals etwas großes ausrichten können, so lange die alten Censuren wahren, welche fähigen Köpfen recht einen Zaum anlegen. Die Regeln halte ich für sehr nützlich und nothwendig, daß man nichts schreiben müsse, wodurch die Religion und die guten Sitten können

können beleidiget werden. Aber die gar zu behutsamen Censores dehnen dieselbe gar zu weit aus. Sie machen sich auch bey solchen Dingen ein Bedenken, wo gar kein Zweifel statt hat, und erheben ein Geschrey, wenn sie etwas lesen, das sie vorher noch nicht gewußt haben. Ich wünschte, daß die Censuren auf diese Art möchten eingerichtet seyn, daß die Censores genau acht gäben, daß keine gemeine, längst bekannte, oder aus andern Schriften gestohlene Sachen und Bücher gedruckt würden, welche der gelehrten Welt zur Schande gereichen. Die Wirkung dieses Gesetzes würde sich dadurch hinlänglich äussern, daß wir, anstatt so vieler elenden und gemeinen Schriften, womit iso alles angefüllet ist, schöne und gründliche Bücher haben würden, von denen unsre Zeiten Ehre hätten.

Einige glauben, daß ich ein grosser Feind der Metaphysick sey, und sie muthmassen solches aus der Rede, die ich vor einigen Jahren zum Lobe der Metaphysick gehalten habe, welche mehr einer Leichenrede auf das Absterben derselben, als einer Lobrede ähnlich gewesen. Ich habe aber durch die Metaphysick die vielen Kunstwörter und die unendlichen Eintheilungen verstanden, welche man bey öffentlichen Disputationen bloß zu dem Ende mißbraucht, daß man seinen Gegner dadurch berücken und fangen möge. Wenn man aber das Wort Metaphysick in einem andern Verstande nimmt, so halte ich dieselbe für eine Wissenschaft, die einem Philosophen anständig

dig ist. Ich lese selbst öfters metaphysische Bücher, ob ich gleich gestehen muß, daß ich in dieser Wissenschaft nicht weit gekommen bin. Denn man trifft solche verborgene Dinge darinn an, welche, aller angewandten Untersuchung ohngeachtet, uns stets verborgen bleiben werden. Zwar einigen Gottesgelehrten und Philosophen scheinen solche Dinge gar nicht dunkel zu seyn, denn sie beschreiben uns die Natur Gottes, der Engel und der Geister mit der größten Zuversicht. Hieher gehört der Ausspruch des Tertulians: Ein jeder christlicher Handwerksmann kann Gott finden und zeigen. Mich dünkt aber, daß Simonides in diesem Stücke weit vernünftiger geurtheilet habe: Denn da derselbe von dem Hiero, einem Könige in Sicilien, Befehl erhielt, eine Beschreibung von Gott zu machen, so bat er sich zuerst einen Tag aus, sich darauf zu besinnen. Hierauf forderte er zwey Tage, und wie er endlich, ohne sich zu entschliessen, die Tage immer verdoppelte, so wunderte sich Hiero darüber, und wollte die Ursache wissen; worauf Simonides antwortete: Je länger ich dieser Sache nachdenke, desto dunkler und unerforschlicher scheint mir dieselbe zu seyn. Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche sich auf diese Wissenschaft legen, eben dieselbe Bescheidenheit von sich blicken ließen, welche man an dem Neuton billig rühmet. Es wäre zu wünschen, daß sie sich aller Beweise, welche man a priori zu nennen pflegt, ent-

enthielten, und die Beschreibung fahren ließen, welche sie von dem Wesen und der Natur der Seelen und Geister ertheilten. Ich wünschte, daß man anstatt dieser Fragen, wie es mit dem Wesen der Geister beschaffen sey, was es mit unsrer Seele eigentlich für eine Bewandniß habe, wie sich ihre Wirkungen äußern, wie sie bestehe, wie sie fortgepflanzt werde, was sie für Schlüsse mache, wenn sie von dem Körper abgesondert ist, was sie für eine Gestalt habe, ob solche so beschaffen sey, wie sie in der gemahlten Welt den Kindern vorgestellt wird, oder, ob sie wie ein kleines untheilbares Sonnenstäubgen beschaffen sey, ob man ihr eine Höhe, Breite und Länge zuschreiben könne. Ich wünschte, daß man anstatt aller dieser Fragen, welche man dennoch wegen der schwachen Einsicht, womit der Mensch hier begabt ist, niemals entscheiden wird, einzig und allein auf die Wirkungen sehen möchte, welche einem jeden vor Augen liegen. Ich wünschte, daß man, anstatt sich mit Auflösung dieser verborgnen Dinge aufzuhalten, welche den Menschen weder nothwendig noch möglich ist, lieber sein Unvermögen bekennte, und mit jenem Poeten ausriefe:

O! vtinam nobis non fordida vestis adesset,
Vidissem propius mea numina - - -

Wenn man so behutsam und bescheiden verführe, so würde man, anstatt unzähliger ungewisser Dinge, doch wenigstens einige gewiß wissen.

Incerta haec si tu postules

Ratione certa facere, nihilo plus agas,

Quam si des operam, vt cum ratione insanias.

Auf die systematische Theologie und auf die Polemic habe ich so wenigen Fleiß gewandt, daß ich sehr schlecht bestehen dürfte, wenn ich mich der Prüfung der Gottesgelehrten unterwerfen wollte. Aber die Geschichte der Juden und Christen sind mir sehr wohl bekannt, und um die Grundsätze der christlichen Religion habe ich mich mit der größten Sorgfalt bekümmert. Und da ich es für eine Pflicht eines vernünftigen Menschen halte, alles zu untersuchen, so lese ich bald ketzereische Schrifften, bald aber solche Bücher, welche von Rechtgläubigen abgefaßt worden. Alles, was man zu unsern Zeiten in England gegen die Religion ausgestossen und geschrieben, das habe ich mit dem größten Fleisse durchgelesen. Jedoch die Unruhen und Zweifel, welche Toland, Collin, Tindal, Whoolston, und das Buch, welches unter dem Titel: The moral philosopher, herausgekommen ist, in meinem Gemütthe erregt haben, sind mir durch andre herzhaftere und rechtschaffene Bertheidiger der christlichen Religion glücklich wieder benommen worden. Was man nur gottseliges und schönes, aber auch zugleich ärgerliches und gottloses erdenken kann, das kommt über das Meer, und wird von dieser Insel nach unsern Ufern gebracht. Wenn man den Hobbes und Spinoza mit dem Whoolston vergleicht, so scheinen jene noch vernünft-

chen Leuten einen Glauben zuschreiben, welche
 niemals untersucht haben, was sie glauben.
 Gewiß, ein Ketzer, der eine genaue Prüfung
 angestellt hat, ist eher zu entschuldigen, als ein
 Rechtgläubiger, der niemals an eine Untersu-
 chung gedacht hat. Wenn jemand, ohne vorher-
 gegangene Prüfung, und ohne daß sich jemals
 ein Zweifel bey ihm geregt, den rechten Glauben
 hat, der glaubt nur zufälliger Weise, und kann
 sich auch keinen andern Lohn versprechen. Wenn
 aber jemand alles versucht, alle Kräfte braucht,
 und keine Mühe scheuet, die Wahrheit zu finden,
 so sind seine Bemühungen, auch wenn er seinen
 Zweck nicht erreicht, dennoch lobenswürdig, und
 er kann sich von dem himmlischen Richter, wel-
 cher ganz anders als die Menschen urtheilet, ein
 gelindes und gnädiges Urtheil versprechen. Hier-
 aus erhellet, wie unbillig diejenigen verdammt
 werden, welche sich aufs sorgfältigste bemühen,
 die Wahrheit zu erforschen, und gute und böse
 Bücher gegeneinander halten, um die Wahr-
 heit herauszubringen. Denn diese Bemühung
 gehet auf die Erkenntniß, und der Grund dieser
 Bemühung beruhet in der Gewißheit und Ueber-
 zeugung. Da uns, nach dem Ausspruche des
 Cicero, eine mit Vernunft angestellte Untersu-
 chung zu solchen Dingen führet, die wir vorher
 nicht eingesehen haben; so kann man nicht be-
 greiffen, warum die meisten lieber irren, und den
 einmal angenommenen Satz auf das hartnä-
 ckigste vertheidigen, als dasjenige recht untersu-
 chen

chen wollen, was man mit solchen Eifer zu behaupten pflegt. In dieser Absicht trage ich kein Bedenken, die Bücher zu lesen, worinn die Religion angefochten wird, und ich weis die Arbeit der verdienten Männer nicht hoch genug zu schätzen, welche die von den Feinden der Religion erregten Zweifel so glücklich gehoben haben. Gegen die Irrenden hege ich das zärtlichste Mitleiden; diejenigen aber hasse ich, welche andre so schlechthin und ohne alles Erbarmen verdammten.

Folgenden dreyen Sätzen hänge ich, in Absicht auf die Religion, aufs festeste an, und vertheidige sie aufs eifrigste. I. Ich glaube nichts, und nehme nichts an, was gegen die Sinnen und die allgemeinen Begriffe streitet. II. Ich unterschreibe keinen Lehrsatz, der mit den Grundsätzen der Religion streitet, die ich bekenne. III. Ich verwerfe, was den göttlichen Eigenschaften zu nahe tritt, und dieselben belovdiget und angreift. Daher wird mich die Lehre von der Transsubstantiation jederzeit von der römischen Kirche abhalten, weil ich meinen Augen und Sinnen dem Glauben nicht versagen kann noch darf. Denn wer etwas behauptet, das mit den allgemeinen Begriffen streitet, der macht alles wankend und ungewiß. Daher fliehe ich die Lehre, de in-differentia, welche die ersten Reformatores der päpstlichen Kirche vorgeworfen haben, da sie den Grund der verbesserten Religion umstößt. Und endlich habe ich auch für die Lehre von dem abso-

luto decreto, oder dem unbedingten Rathschluß Gottes, einen Abscheu, weil es scheint, daß Gott dadurch zum Urheber der Sünde gemacht wird. Ich falle denen nicht bey, welche alle Heyden ohne Unterscheid verdammen, und einen Socrates, einen Epictet, einen Aristides und andre tugendhafte Männer, die aufferhalb der Kirche geboren sind, zu einer ewigen Quaal verurtheilen. Welche sich einen solchen Gott vorstellen, mit denen verlange ich keine Gemeinschaft zu haben. Ich glaube an einen höchstgütigen und gnädigen Gott, der ein Freund des menschlichen Geschlechts ist. Einen strengen und grausamen Richter überlasse ich andern zu verehren. Daher habe ich auch beständig mit denen zu streiten, welche ein jedes unschuldiges Vergnügen verwerfen; hingegen ein trauriges Wesen anpreisen, und die knechtische Furcht als eine christliche Tugend ansehen. Was ist doch dieses anders, als einen gnädigen und gütigen Vater in einen strengen und neidischen Herrn verwandeln?

In dem Begriffe, den ich mit der Frömmigkeit verbinde, stimme ich mit einigen nicht überein. Andre nennen die Gottseligkeit eine Furcht Gottes; ich aber nenne sie eine Liebe zu Gott, die mit der Ehre'dietung verbunden ist. Aus diesem irrigen Begriffe, welchen man von der Frömmigkeit hat, entstehet es, daß die Frömmigkeit öfters mit der Frömmigkeit vermischet wird. Ich halte dafür, daß man Gott mit einer kindlichen Liebe, nicht aber mit einer knechtischen Furcht

Furcht verehren müsse; und die Ernsthaftigkeit derer, welche die Laster vermehren, scheint mir insonderheit zu diesen Zeiten sehr übel angebracht zu seyn, da sich so viele Feinde gegen die Religion auflehnen, und unter dem Vorwand, da sie auf die Macht der Geistlichkeit schmähen, die Religion zu untergraben, und den Himmel selbst zu stürmen suchen. Dieser unruhige Zustand erfordert mehr ein gemäßigtes, als ein übertriebenes Wesen. Einer solchen Mäßigung, welche auch die Klugheit erfordert, bedient sich die englische Geistlichkeit, und dadurch machte sie die Pfeile der Gegner unschädlich.

Bacchae bacchanti si velis adversarier

Ex insana insaniorem facies.

Mein Gebet ist nicht weitläufig, weil ich glaube, daß der Gottesdienst nicht so sehr im Beten, als vielmehr in der That, im Gehorsam, und in der Verbesserung der Sitten besteht. Ich bemerke, daß man täglich das Beten und Sündigen miteinander verknüpft; und es scheint, daß einige nur deßfalls desto eifriger beten, damit sie desto freyer sündigen mögen; oder daß sie desto öfterer einen Fehltritt begehen, damit sie desto eifriger beten mögen. Ich rede hier nicht von den Heuchlern, deren Andacht einem jeden leicht selbst in die Augen fällt, sondern allein von der mechanischen Andacht dererjenigen, welche zu gewissen Stunden beten, und zu gewissen Stunden sündigen. Ich habe es niemals zusammen reimen können, wenn ich gesehen, daß man das

animam

3 5

Beo

Beten und Singen mit dem Verbrechen verdoppelt, und mit gleichen Schritten zu beyden eilet. Endlich aber habe ich dieses Geheimniß entdeckt, da ich bemerkt, daß einige diesen mündlichen Gottesdienst als eine Abrechnung oder Ersetzung wegen der von ihnen begangenen Bosheiten ansehen. Da es nicht schwer ist, die Lippen zu bewegen, hingegen sehr viele Standhaftigkeit und ein grosser Ernst erfordert wird, den Lüsten zu widerstehen, und die bösen Leidenschaften zu überwinden, so erwählte man das leichteste, und meynet, daß dadurch die Pflicht eines Christen einigermaßen erfüllet werden könne. Aber solche Leute stehen in grosser Gefahr, daß ihr Bezeigen einen sehr schlechten Lohn erhalten werde. Und gewiß, es ist sicherer, gänzlich zu schweigen, als die Vergebung solcher Uebertretungen zu bitten, die man willens ist, mit dem ehesten wieder zu erneuern. Daher sagte Bion zu einigen Bootsleuten, welche eifrig beteten, da ein heftiges Ungewitter alle Augenblick das Schiff zu zertrümmern drohete: Schweiget doch, damit Gott nicht höre, daß ihr euch hier aufhaltet.

Dieses sind diejenigen Stücke, welche ich an andern aussehe, und welche andre an mir tadeln werden. Ob die von mir vorgetragenen Sätze kezerisch sind, solches mögen Sie, mein Herr, und nebst Ihnen alle unpartheyischgesinnte urtheilen. Wenn man mich deßfalls einer Kezerey beschuldigen will, so wird sie auch allein
darinn

darinn bestehen. Denn in den Grundsätzen weiche ich nicht im allergeringsten von der wahren Lehre unsrer Kirche ab; und wenn ich ja davon abweiche, so würde ich es aufrichtig anzeigen, da ich für einem Menschen und einem Christen nichts schändlicher und unwürdiger halte, als die Verstellung. Die Zweifel, welche mir die verbotenen Bücher erregen, eröfne ich meinen Freunden, und durch deren Hülfe löse ich sie größtentheils glücklich auf.

Da das Leben so kurz ist, *et iam venit aegra senectus,* so scheint es mir der Mühe werth zu seyn, alles aufs genaueste zu prüfen, und selbst die Grundsätze der Offenbarung zu untersuchen. Es ist mir nicht unbekannt, daß man diejenigen, welche dieses thun, zu tadeln pflegt. Da aber Gott gütiger und gnädiger urtheilt, als die Menschen, so hege ich auch das Vertrauen, daß eine solche Untersuchung, welche allein durch eine Sorgfalt wegen des künftigen rege gemacht wird, dem himmlischen Richter nicht mißfallen werde. Ich beklage England, und verdamme die ausschweifende Frechheit, womit man die Religion angreift, insonderheit, da das Uebel immer weiter einzureißen scheint. Aber ich bedaure das Schicksal Spaniens, Italiens und einiger anderer Länder noch mehr, wo man in geistlichen Dingen alle Freyheit einschränkt, und dem Verstande Fessel anlegt. Denn dadurch werden die öffentlichen Lehrsätze verdächtigt, und eine verbor-

gene

gene aber auch desto scheuslichere Gottesverleugung nimmt die Gemüther ein. In Spanien, wo man fast eben so viele Heilige, dem äußerlichen Ansehen nach, als Menschen antrifft, scheinen mehrere Christen zu seyn; in England aber sind vielleicht wirklich mehrere vorhanden. Denn die Engländer verschweigen nichts von dem, was ihnen auf dem Herzen liegt, weil sie es für schändlich halten, anders zu reden, und anders zu denken. Andre aber, die entweder durch die Furcht für die Strafe abgeschreckt werden, oder auch ihren Vortheil dadurch zu befördern suchen, entblöden sich nicht, Gott selbst ein Blendwerk zu machen, und pflanzen die Religion, welche sie in ihrem Herzen verabscheuen, öfters durch Feuer und Schwerdt fort. Nun stelle man sich beyde Völker vor, und erwege, was Gott, der in den verborgensten Winkel des Herzens dringet, von ihnen urtheilen werde. Man stelle in Gedanken dem letzten Gerichte solche Menschen dar, welche aus einer frommen Absicht in der Schrift geforscht, aber aus Schwachheit ihrer Urtheilskraft in verschiedene Irrthümer gefallen sind; man lasse aber auch solche Menschen vortreten, welche entweder aus Nachlässigkeit eine so wichtige Sache nicht untersuchen wollen, oder welche über eine Religion, die sie öffentlich mit dem Munde bekennen, in ihrem Herzen spotten, und die, wie der Poet sagt:

ficto simulant pia pectora vultu.
Man stelle beyde Theile fürs Gerichte, und es wird

wird nicht schwer fallen, das Urtheil zu errathen, was über sie wird gesprochen werden:

Cum summus iudex terras inuiset ab aula

Syderea, vt vitas actas ac crimina discat.

In Spanien trifft man sehr viele und recht merkwürdige Beyspiele einer verstellten Frömmigkeit an, wo diese schändliche Verstellung von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt wird, und wo man Priester, Bischöffe, ja Mitglieder des Inquisitionsgerichts entdeckt hat, welche heimlich dem Judenthum ergeben gewesen.

Ich verdamme niemanden, welcher wünscht selig zu werden. Ich verdamme vielmehr diejenigen, welche an andern öffentlich tadeln, was sie heimlich selbst billigen, und welche öffentlich etwas bekennen, worüber sie spotten, wenn sie allein sind, und keine Zeugen haben. Es ist menschlich, daß man irret, wenn man aber offenbar über das höchste Wesen spottet, wie die letztern thun, so macht man sich der strengsten Rache würdig. Damit man aber nicht glauben möge, daß ich die Ketzer öffentlich vertheidige, so mache ich einen Unterschied unter denjenigen, welche aus Schwachheit und Unwissenheit fehlen, und unter denjenigen, welche aus Bosheit und Vorsatz irren. Diese verdamme ich. Mit jenen trage ich Mitleiden, wo sie nicht etwa ihre Irrthümer allenthalben auszubreiten suchen; denn in diesem Fall werden sie mit allem Rechte als Störer der gemeinen Ruhe gestraft. Blos in dieser Absicht kann es entschuldiget werden, daß
man

man die Irrenden nicht dulden muß. Denn alles, wodurch eine Gesellschaft gestöret wird, muß durch die Gesetze der Gesellschaft unterdrückt werden. Deswegen werden die Räuber, Todtschläger, Diebe und andere Missethäter von dieser Art, als Feinde der gemeinen Ruhe von denen, welche einen Staat regieren, billig gestraft. Hingegen andre Laster, als Geiz, Undankbarkeit, Böllerey, Verschwendung, irrige Meynungen werden von ihnen nicht geahndet, sondern dem göttlichen Richterstuhl anheimgestellt. Es erhellet zwar aus der heiligen Schrift, daß der Götzendienst mit dem Leben gestraft worden; aber die göttliche unmittelbare Regierung, unter welcher die Israeliten damals lebten, erforderte diese Schärfe nothwendig. Denn der Dienst, welchen man fremden Göttern erwies, war als ein Aufruhr gegen Gott, den König des israelitischen Volks, anzusehen. Wenn man demnach fremde Götter verehrte, so war dieses bey den Israeliten eben so viel, als wenn man die ordentliche Regierung verachtete, wodurch die aufgerichtete Gesellschaft zu Grunde gerichtet ward. Daher wurden öfters geringere Verbrechen scharf gestraft, grössere aber, weil sie mehr in der blossen Erkenntniß, als in der Ausübung bestanden, nicht geahndet. Man duldete die Sadducäer, welche die Auferstehung der Todten leugneten, und weder Engel noch Teufel zugaben. Hingegen ward die Todesstrafe festgesetzt, wenn auch nur die geringste Ceremonie nicht auf das voll-

voll

vollkommenste und genaueste beobachtet ward, Hieraus erhellet, daß ich blos diejenigen von der Toleranz ausschliesse, welche solche Sätze behaupten, die der weltlichen Regierung und dem Staat entgegen sind. Diese sind, nach meinem Urtheil, in keiner Republik zu dulden. Ich schliesse also die Papisten aus, welche selbst keine andere dulden, und mit Gewalt und List ihre Sätze auszubreiten suchen. Ich schliesse auch die Schwärmer aus, welche sich nicht durch einen Eyd zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verbindlich machen wollen, und ihre Hartnäckigkeit durch ein zartes Gewissen zu bedecken trachten.

Auf die Mathematik habe ich mich niemals gelegt. Doch hat die Naturlehre, welche sich mit himmlischen Körpern beschäftigt, mir allemal ein sehr grosses Vergnügen verursacht, und ich lese auch noch alles, was in dieser Materie geschrieben worden, mit sehr vieler Begierde. Ich habe mich noch niemals entschliessen können, ob ich den Sätzen des Cartesius, oder des Neutons mehr Beyfall geben soll; und deswegen habe ich noch keine von beyden vollkommen angenommen. Dennoch haben sich die cartesianischen Wirbel meinem Gemüthe sehr stark eingepägt. Denn dieser Satz von den Wirbeln ist so leicht und augenscheinlich, daß auch Kinder dieselbe als eine nothwendige Wirkung von der Umdrehung der Sonne erkennen können. Hingegen muß die Meynung des Neutons von der anziehenden und magnetischen Kraft der Sonne den
Unge-

Ungelehrten als eine Zauberey vorkommen, und sie können unmöglich begreifen, wie die Sonne, welche so viele Feuerstrahlen von sich wirft, dennoch zu gleicher Zeit die Planeten an sich ziehen könne, da es gegen die Natur streitet und einen offenbaren Widerspruch mit sich führt, zu einer Zeit von sich zu stossen und an sich zu ziehen. Da aber die Meynung des Cartesius leichter zu begreifen, und auch glaublicher ist, und man überdem den Umlauf der Planeten keinen wahrscheinlichen Ursachen zuschreiben kann, so halte ich diese Meynung für die beste, und für diejenige, welche den meisten Beyfall verdient. Sollten einige Phänomena vorkommen, welche dagegen zu streiten scheinen, als der elliptische Lauf der Cometen, und andre dergleichen Dinge, so kann dieses von solchen Ursachen herrühren, die wir nicht wissen, oder in der Natur der Cometen selbst seinen Grund haben, die uns unbekannt ist. Ich übergehe, was man sonst noch hievon sagen könnte, weil ich nicht zum Richter in dieser Sache gesetzt bin. Nur dieses will ich annoch hinzufügen, daß der ausschweifende Lauf der Cometen eben so stark gegen die Sätze des Neutons, als gegen die Sätze des Cartesius streitet. Denn wenn man fragt, woher es komme, daß der Comet eine andre Laufbahn hat, als die andern Planeten, die in runden Kreisen um die Sonne laufen; so wird einem Anhänger des Neutons diese Frage eben so schwer aufzulösen seyn, warum ein Comet, wenn er sich der Sonne genähert,
wie

wieder auf seiner Bahn von ihr weglauffe. Denn wenn die Sonne die Planeten, vermittelst ihrer magnetischen Kraft, an sich zieht, so müßte sie den Cometen, wenn er sich ihr so sehr genähert, vermöge dieser Kraft, ganz an sich ziehen und verschlingen. Neuton sahe diese Einwürfe wohl vorher, welche man ihm wegen der Sätze, in Absicht auf die Schwere, machen könnte, und ließ es daher einem jeden frey, ob er lieber das Wort attractio, oder impulsio brauchen wollte. Es ist aber beydes einerley. Man muß indessen die Bescheidenheit dieses grossen Mannes billig rühmen. Ob er gleich eine so tiefe Einsicht in diese Dinge vor unzähligen andern hatte, so bekannte er doch, daß es Geheimnisse wären, welche der menschliche Verstand nicht erreichen könnte. Die Mathematici, welche nach ihm gekommen sind, haben auf den von ihm gelegten Grund gebauet, und nachher sind viele Sätze des Cartesius verworfen worden.

Das Rentmeisteramt, welches ich gegenwärtig verwalte, unterbricht öfters mein Studiren, wozu mich ein natürlicher Trieb anreizet, und ich muß manchen Tag bloß damit zubringen, daß ich Quittungen schreibe, verschiedene ungelehrte Briefe abfasse, und über Einnahme und Ausgabe Rechnung führe. Ueberdem hält mich auch die Sorge für mein Landgut, Brorup, öfters ab, welches in Seeland liegt, und, wie Sie wissen, vor einigen Jahren von mir gekauft worden. Denn, bald muß ich die Klagen der Bauern anhören,

Ha

und

und bald mit meinen Nachbarn streiten. Vor allen Dingen aber hüte ich mich, daß ich nicht in solche Processen möge eingeflochten werden, welche insgemein mit dem Besitz der Landgüter pflegen verknüpft zu seyn. So oft sich demnach ein Streit erhebt, so suche ich denselben auf eine freundschaftliche und glimpfliche Art beyzulegen; aber man richtet dadurch auf dem Lande wenig aus. Wenn man sich auf dem Lande befindet, so muß man eine ganz andere Lebensart, als in der Stadt, annehmen. In der Stadt lebe ich philosophisch, frey und unbesorgt; sobald ich aber aufs Land reise, so ziehe ich den Harnisch an, und lege meine Philosophie und alle meine moralischen Regeln so lange in der Accisbude vor dem Westertore nieder, bis ich wieder zurückkomme. Seitdem ich also dieses Gut gekauft, so stelle zwei Personen vor: In der Stadt bin ich ein Philosoph, und auf dem Lande ein Soldat. Hier vertheidige ich mich allein mit Worten; wo aber die Worte allein nicht helfen wollen, da muß ich andre Mittel gebrauchen. Ich habe mich zwar im Anfange bemühet, mit Höflichkeit und guten Worten die entstandnen Unruhen zu stillen, und durch Sanftmuth die Bösen zu überwinden; die Erfahrung aber hat mich nachher gelehrt, daß man auf eine andre Art mit den Landleuten verfahren müsse, und daß auf dem Lande Justinian mehr, als Seneca, ausrichten könne. Meine Nachbarn bildeten sich ein, ich sey dem Studiren so sehr ergeben, daß sie mir ohne Bedenken allerley

Ver-

Verdruß erregen, und mich so sehr, als sie nur wollten, beleidigen könnten. Sie thaten auch wirklich einen Versuch, mich durch Schmeicheleyen, Drohungen und andre Künste, worinn die Landleute sehr erfahren sind, zu reizen, um zu sehen, wie weit meine Gedult sich erstrecken würde. Wie sie aber merkten, daß ich nicht ganz unbewafnet war, sondern vielmehr auf meine Sachen genau Acht gab, so errichteten sie zuerst einen Stillstand, und hiernächst einen vollkommenen Frieden mit mir.

Es finden sich bey dieser Lebensart allerhand verdriessliche Umstände, und bisweilen erhalte ich die unangenehme Zeitung:

- - Morbo periere capellae,

Spem mentia seges, bos est enectus aratro.

Aber das Gemüth wird doch auch zugleich durch verschiedene angenehme Begebenheiten wieder aufgerichtet und vergnügt. Nichts ist, meiner Einsicht nach, angenehmer, anständiger und einem Philosophen gemässer, als der Ackerbau. Meine Neigung stimmt damit vollkommen überein, und die schwachhafte Aufrichtigkeit eines Bauern vergnügt mich mehr, als die geschmückte Rede eines Gelehrten. Wie ich Besitzer von diesem Gute ward, so lag alles verbeeret und darnieder. Mit der Zeit aber geräth alles wieder in einen bessern Stand, und ich spare nichts, den Wachsthum und die Aufnahme dieses Gutes zu befördern. Ich baue die verfallenen Häuser wieder auf, und bringe das verwirrte wieder in Ord-

nung. So oft ich dieses betrachte, und den izzigen Zustand des Gutes mit dem vorhergehenden vergleiche, so freue ich mich ungemein. Es gereicht mir zugleich zu einem ganz besondern Vergnügen, daß ich die Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers einigermaßen erfüllt, und nicht nur einem verheerten Lande eine bessere Gestalt gegeben, sondern auch das elende Schicksal der Landleute, welche ehedem unter einem harten Joch seufzten, erträglicher gemacht habe.

Nun empfinde ich erstlich die Schwachheiten, welche das Alter mit sich bringt. Vorher nahm die Furcht mich niemals ein; nun bin ich sehr furchtsam. Was ich in meinen jüngern Jahren eifrig geliebt, das fliehe ich nunmehr; und so gerne ich ehedem in Gesellschaften war, so sehr gefällt mir izzt die Einsamkeit. Vorher war ich aufgeräumt, nun bin ich verdrießlich, und dieses nimmt mit den Jahren zu. Was mir vormals ein großes Vergnügen erweckte, dafür habe ich izzt einen Ekel. Ehedem hatte mich die Musik ganz eingenommen, nun kann ich das allerangenehmste Concert mit der größten Kalt Sinnigkeit anhören. Am meisten aber kann ich selbst daraus abnehmen, daß mein Alter mit starken Schritten herannahet, weil ich ein größeres Vergnügen an geringen Erzählungen, als an gelehrten Unterredungen finde. Wenn man von den wichtigsten Begebenheiten, als von dem Kriege der Türken mit den Persern, von der Tripelallianz, von der pragmatischen Sanction, von

von der Kayser- und Papstwahl, und von andern dergleichen Dingen redet, wobey ich ehedem sehr aufmerksam war, so hörte ich doch nun weit lieber zu, wenn jemand allerhand Kleinigkeiten, von dem Streite der Nachbarn untereinander, von Hochzeiten, Kindtaufen und Verlobnissen erzehlt. Insonderheit sehen meine Freunde dieses als ein gewisses Zeichen meines heran nahenden Alters an, daß widrige Nachrichten und Drohungen mich gar zu leicht schrecken und niederschlagen, und daß ich gleich, wie bey dem Anblick eines Cometen, zittere, so oft mir etwas ungewohntes begegnet. Diesen Fehler haben auch einige bereits in meinen jüngern Jahren und bey meinem männlichen Alter bemerkt, und daher den Schluß gemacht, daß ich nur blos in Worten, nicht aber in der That ein Philosoph sey. Ich gestehe, daß ich niemals ein practischer Philosoph gewesen. Ich habe auch bereits aufrichtig bekannt, daß ich dem Zorn, der Unruhe des Gemüths und andern Schwachheiten unterworfen bin, und die Gewohnheit, welche doch sonst das Gemüth gesetzt zu machen pflegt, hat mich gegen alle Zufälle noch nicht genug gewaffnet. Ich weis wohl, daß man durch Hülfe der Welt-Weisheit alle Schmerzen und widrige Schicksale überwinden und verachten kann, und aus dieser Ursache lese ich auch beständig philosophische Schriften. Ich habe es aber, aller Bemühung ohngeachtet, noch nicht dahin bringen können, daß ich aller Uebereilung zu widerstehen vermögend wäre.

Die Philosophen pflegen zwar zu behaupten, daß man alles, was man abzulegen im Stande ist, auch verhüten könne, daß man es nicht annehme. Aber, da die Fälle, welche uns begegnen, nicht von uns abhängen, so ist es auch nicht möglich, zu verhindern, daß unerwartete Zufälle nicht unser Gemüth in Bewegung setzen sollten.

Vnde timere hominis sapientis et insipientis
Primos cum motus sistere nemo queat.

Hoc tantum distant, pavor oppugnat sapientem,
Expugnat stolidum, perpetuaque premit.

Man kann es deswegen mit Recht für einen eiteln Stolz halten, der nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zum Grunde hat, wenn einige darzu einen Ruhm suchen, daß sie vorgeben, sie wüßten von gar keinen Leidenschaften. Wir sind nicht aus Holz und Stein gehauen. Der erste Anfall, insonderheit, wenn er unerwartet kommt, kann auch die Allerklügsten verwirren und die Standhaftesten in Bewegung setzen. Wenn man aber das Unglück vorher siehet, so wird dasselbe dadurch sehr gemindert. Deswegen sagt der Poet:

Ne me imparatum cura laceraret repens.

Weil es also unmöglich ist, die erste Bewegung zu unterdrücken, so sind diejenigen billig zu entschuldigen, bey denen die schnellbewegten Säfte eine Hitze in dem Körper verursachen. Ich bin selbst mit solchen Säften geplagt, und empfinde auch die Wirkung davon. Es ist mir daher auch nicht möglich, das Gemüth eher wieder zu beruhigen.

higen, bis das Blut nach dem ersten Abfall wieder seinen vorigen Lauf angenommen, und die zerstreuten Gedanken wieder gesammelt und in Ordnung gebracht worden. Gewiß, der Anstoß vom Fieber wird dadurch nicht gelindert, daß man den Cicero, Seneca und Socrates liest; Wenn aber der größte Sturm überstanden ist, und der Schmerz seine empfindlichste Wirkung verlohren hat, so sind diese Mittel überaus heilsam, damit die Wunde nicht wieder aufbreche.

Wenn die Hitze sich legt, und Vernunft und Nachdenken ihre alte Herrschaft behaupten, so lache ich über meine Thorheit, und suche den durch Zorn oder Furcht bestürmten Sinn fest und unbeweglich zu machen, daß er nicht dadurch möge überwunden werden. In diesem Falle ist die Philosophie von einem sehr grossen Nutzen; und Cicero sagt gar schön: Wie man viele Arzeneien gegen das Gift der Schlangen hat; wie Fleiß und Unverdroffenheit sichere Mittel sind, die Armut und den Mangel abzuhalten, und wie man durch die Schaamhaftigkeit einem leichtfertigen Wesen am besten widerstehen kann: So ist uns auch die Philosophie von dem Höchsten als ein Geschenk verliehen worden, um dadurch den Schmerz zu überwinden. Es ist genug, wenn ein Bann dem Uebel entgegen geht, wenn es abgenommen hat, damit es sich nicht verstarke, und von neuen anfangen zu quälen. Das weibliche Geschlecht allein läßt sich durch den Gram überwinden. Und hieher gehört, was der Poet sagt:

Conqueri fortunam aduersam, non lamentari
debet,

Id viri est officium, fletus muliebri ingenio
additus.

In meinen vorigen Briefen habe ich die Schwachheiten meines Gemüths aufrichtig bekant. Einige haben zwar mit der Zeit aufgehört, aber es haben sich an deren Stelle mit dem alten neue eingefunden. Die Zeiten ändern sich, und wir werden mit ihnen verändert, und öfters wird ein neues Laster erzeugt, wenn wir ein altes ablegen. Ich aber bin dennoch in Absicht auf die meisten Tugenden und Fehler, unverändert.

So furchtsam ich auch bey meinem heran-
nahenden Alter geworden, so sind dennoch einige Ueberbleibsel von meiner vorigen Standhaftig-
keit übrig geblieben, welche sich noch bisweilen äußern. Denn, wenn ich von meinen Begnern angefallen werde, so vertheidige ich mich aus allen Kräfften. Nur allein für diejenigen fürchte ich mich, welche mich unter der Bedeckung der Religion angreifen. Sobald ich diese anrücken sehe, so werfe ich ohne Verzug meine Waffen nieder, und ergreiffe die Flucht. Ich habe aus der Erfahrung bemerkt, wie heftig der Eifer solcher heiligen Gemüther zu seyn pflegt, wie unversöhnlich sie sind, und mit was vor einem grossen Glücke sie ihre Kriege führen.

Fausti hirsuta cohors minor est mihi Castoris ira,
Iniuste patiens me puto iure pati.

Die

Die Heuchelei und Verstellung ist mir jederzeit aufs äusserste verhaßt gewesen, und ich bin fast gar zu offenherzig. Einige glauben, daß ich in meinen Schrifften dem weiblichen Geschlecht gar zu sehr geheuchelt habe. Wenn man aber alles, was ich zu ihrem Vorthail geschrieben, recht untersucht, so wird man finden, daß ich ihnen nicht geschmeichelt, sondern mit Recht ihre Parthey genommen habe. Es ist deutlich von mir erwiesen worden, daß die meisten Fehler, welche man diesem Geschlechte beylegt, nicht von der Natur, sondern von der Auferziehung herrühren, und daß man die Natur öfters mit der Erziehung vermengt. Ich habe gezeigt, daß man auch bey dem Frauenzimmer männliche Tugenden wahrnehmen würde, wenn man sie auf eben dieselbe Art, wie die Mannspersonen, von Jugend auf erzeuge; und daß die meisten Vorzüge, deren sich das männliche Geschlecht anmaßt, demselben mehr durch eine äußerliche Ordnung, als durch das natürliche Recht verliehen worden. Und endlich habe ich dargethan, daß man mehr auf die Tugenden, als auf die Namen sehen müsse, und daß man allein der Geburt wegen das Frauenzimmer nicht von allen Verrichtungen ausschliessen sollte, wozu Verstand und Nachdenken erfordert wird. Zumal, da sehr viele Beyspiele vorhanden sind, daß man sehr fähige Köpfe unter ihnen antrifft, denen es nicht an Geschicklichkeit mangelt, in öffentlichen und besondern Sachen sich mit Ruhm zu zeigen. Aus dieser

Ursach

Ursach

Ursache schmeichle ich dem Frauenzimmer nicht, sondern ich halte vielmehr das männliche und weibliche Geschlecht gleich hoch, ohne dem einen vor dem andern einen besondern Vorzug einzuräumen. Wenn ich merke, daß die Schwester besser schweigen kann, als der Bruder, so vertraue ich ihr, und nicht ihm, mein Geheimniß. Wenn ich wahrnehme, daß ein Frauenzimmer geschickter ist, dieses oder jenes auszurichten, als eine Mannsperson, so ziehe ich dieselbe billig vor. Und auf diese Art kann man demjenigen keine Heucheleiy schuld geben, der einen jeden beylegt, was ihm zukommt. Die verdienen weit eher den Namen der Heuchler, welche stets sich selbst und ihr Geschlecht erheben, und das weibliche Geschlecht, welches sich nicht vertheidigen kann, angreifen und schwächen. Die meisten fallen zwar derjenigen Parthey zu, welche Sieg erhalten und überwunden hat. Ich aber trete viel lieber zu denen, welche überwunden und unterdrückt werden. Das erste ist zwar das sicherste, das andre aber das anständigste. Bloss in dieser Absicht vertheidige ich die Gerechtsame des Frauenzimmers, dem ich mich übrigens niemals verbindlich gemacht habe, weil ich niemals verheyrathet gewesen. Meine Freynde treiben mich zwar öfters an, und suchen mich durch allerhand Gründe zu bewegen, den Ehestand dem einsamen Leben vorzuziehen. Diese Aufmunterungen aber lehne ich jederzeit mit Lachen ab, und berufe mich bald auf meine Unwissenheit in der

Expe

Experimentalphysic, bald auf meine Jahre, welche sich dem Alter bereits so stark nähern. Ehe ich vierzig Jahre erreichte, konnte ich keine Frau ernähren, und nachher bin ich durch allerhand Ursachen davon abgehalten worden. Vorher erweckte mir die Armuth Sorgen und Bekümmernisse, nun aber fürchte ich mich für das Horn des Ueberflusses, wenn ich mich verheyrathen sollte. Ich habe dieses Schicksal mit den meisten von meinen Landsleuten gemein, welche sich aus Armuth nicht ehe in den Ehestand begeben können, bis sie alt und kümmerlich, und durch die hohen Jahre bereits dazu untüchtig geworden. Wenn ich mich derohalben bey meinem jetzigen Alter nach einer Gehülfin umsehen wollte, so würde meine Frau den Mann, und ich die Frau vorstellen. Mit dieser Entschuldigung pflege ich jederzeit meinen einsamen Stand zu rechtfertigen. Die eigentliche Ursache aber bestehet darinnen: Daß ich alle Umstände gar zu genau erwege, und auf die geringsten Kleinigkeiten sehe. Mich schrecken die Sorgen ab, die mit einem Hausstande verbunden sind; mich schrecken noch andre geringere Dinge ab, welche andern zwar leicht fallen, mir aber unerträglich sind. Und wenn ich überdem einen Freyer abgeben sollte, so würde ich alle meine Schwachheiten offenherzig bekennen. Sie sind zwar von geringer Erheblichkeit; indessen ist ihre Anzahl doch so groß, daß sie gar leicht eine Jungfrau oder Witwe abschrecken können, mir das Jawort zu geben. Wie

Wie ich vor kurzer Zeit von einer Matrone gefragt ward, ob ich mich etwa durch ein Gelübde verpflichtet hätte, nicht zu heyrathen, so antwortete ich, daß ich zwar kein Gelübde geleistet, es wären aber viele andre Ursachen vorhanden, welche mir das einsame Leben angenehm machten, und mich abhielten, in den Ehestand zu treten. Sie versetzte hierauf: Die Unbequemlichkeiten, welche mit dem Ehestande verbunden sind, würden durch unzählige angenehme Umstände wieder ersetzt. Eine verständige und fromme Frau könne sehr viele Beschwerlichkeiten erleichtern, und die Sorgen des Hauses entweder theilen, oder dieselben auch, wenn es der Mann verlangte, allein auf sich nehmen. Sie fieng hierauf an, das Vergnügen, welches die Ehe begleitet, herzurechnen, und mit den schönsten Farben abzumahlen; woraus sie den Schluß machte, daß die Beschwerlichkeiten, die sich etwa dabey einfinden möchten, durch die Zufriedenheit in der Ehe auf einmal gehoben würden. Ich antwortete, daß ein sechzigjähriger Mann niemals das Vergnügen, sondern allein die Beschwerlichkeiten des Ehestandes empfinde. Wie ich nun auf ihren Befehl die Beschwerlichkeiten erzählen sollte, die ich besorgte, so sagte ich, ob sie etwa des Nachts schnarchte? Und wie sie antwortete, daß sie sehr stark schnarchte, so erwiederte ich, blos um dieser geringen Ursache willen würden wir uns trennen.

Deßfalls habe ich jederzeit ein einsames Leben
gefüh-

geführt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich niemals in den Stand der Ehe treten werde, wenn ich auch noch viele Jahre erreichen sollte. Ich pflanze allein Bäume, damit ich doch etwas zur Fruchtbarkeit der Erde beitragen möge. Weil ich keine Kinder zeuge, so schreibe ich Bücher; und auf solche Art erfülle ich doch einen Theil meiner Pflicht, da ich derselben nicht völlig ein Genügen leisten kann. Es stehet nicht in eines jeden Macht, alles zugleich zu thun. Ich rühme den Bürger, welcher beydes zugleich vollkommen leisten kann. Man muß das eine thun, und das andre nicht versäumen. Ich habe nun die Ursachen öffentlich kund gemacht, weßfalls ich ein einsames Leben erwählet, und hoffe also, daß mich niemand wegen der Veränderung meines Standes weiter plagen werde.

Es sind noch andre Dinge, welche meine Freunde an mir tadeln, wenn ihnen aber nur die eigentlichen Ursachen bekannt wären, so würden sie erkennen, daß ich mit Recht also verführe, und nicht ohne Bedacht handelte. Wenn ich niedergeschlagen und betrübt bin, so schreibe ich lustige und aufgeräumte Schrifften, weil dieses meinem Gemüthe zu einer Arznei dienet. Ich entziehe meinem Leibe allen Ueberfluß, weil mir eine solche Lebensart am zuträglichsten ist. Ich lebe einsam, und gleichsam in einer Einöde, weil das einzige Vergnügen meines Sinnes in der Einsamkeit und Ruhe bestehet. Ich bin niemals weniger allein, als wenn ich ohne Gesellschaft bin.

Einen

Einen Lakay brauche ich nicht, denn ich sehe denselben als ein Haustreuz und als ein unnützes Hausgeräth an. Ich gehe zu Füsse, um gesund zu seyn. Ich lebe in unverheyrathetem Stande, weil ich befürchte, daß ich die Verdrießlichkeiten, welche der Ehestand mit sich bringt, nicht dürfte ertragen können. Wer eine Frau nimmt, der muß, auffer andern allgemeinen Beschwerden, auch noch diese insonderheit übernehmen, daß er sich des Verdrußes, welcher seinem ganzen Hause, seiner Frauen und seinen Hausgenossen wiederfährt, annehmen muß. Denn er kann sich nicht entziehen, für dieselbige alle nur mögliche Sorgfalt zu tragen, mit welcher er durch das Band der Ehe so genau verbunden ist.

Sie wundern sich, mein Herr, warum ich mich lieber in der Stadt, als auf dem Lande aufhalte, da ich doch die Einsamkeit und Ruhe so sehr liebe. Aber eben aus Liebe zur Ruhe halte ich mich in der Stadt auf, wo ich, wie in einer Einöde, lebe. Auf dem Lande bin ich mit Unruhe und andern Beschwerlichkeiten geplagt, von denen man in grossen Städten befreyet ist. Denn daselbst hat ein jeder mit seinen Geschäften genug zu thun, und wird dadurch gehindert, sich in fremde Händel zu mengen. Auf dem Lande aber ist man müßig, und daher sucht man immer Gelegenheit, Unruhe und Streit anzufangen.

Nam capiunt vitium, ni moueantur, aquae.
 Ich habe dieses selbst in der Gegend erfahren, wo mein Landgut liegt. Denn daselbst muß ich weit vorsichtiger, als in der Stadt, leben. Weil

Weil ich beständig von der Sanftmuth und Geduld rede, und lehre, daß man die Irrenden dulden müsse, so tadeln mich deswegen einige gar zu scharfe Gottesgelehrte, welche das Gegentheil mit der größten Heftigkeit behaupten, da doch die vernünftigen Papisten zu unsern Zeiten Bedenken tragen, solches öffentlich zu vertheidigen. Man hält mich im Verdacht, daß ich einige Leute in Schutz nehme, die zu unsern Zeiten die Kirchengebräuche verachten und verwerfen. Ich habe aber gleich von der Zeit an, da ich Gutes und Böses von einander unterscheiden können, dafür gehalten, daß es nicht nur der Tugend eines Christen gemäß sey, sondern auch mit der Lehre Christi und des Evangelii übereinstimme, die Irrenden zu dulden. Man kann dieses aus den Erinnerungen abnehmen, die ich in meinen bereits vor 20. Jahren herausgegebenen Schriften ertheilt habe. Wenn man von diesem Satz abweicht, so untergräbt man selbst unsre Religion, und macht sich dessen schuldig, was wir selbst an den Papisten aussetzen und als gottlos erkennen. Außerdem wird die Sittenlehre Christi, deren Vortreflichkeit auch die ärgsten Feinde der Religion erkennen müssen, und gegen welche sie auch nicht das geringste einzuwenden sich getrauet haben, unbillig und schlechter, als die Lehren der Weltweisen, wenn man die Worte, nöthige sie herein zu kommen, nach dem Buchstaben erkläret.

Einige haben gleichfalls aus meinen Schriften

ten

ten verschiedene Sätze herleiten wollen, welche dem geistlichen Stande empfindlich seyn könnten. Und daher macht man den Schluß, ich sey demselben nicht gewogen. Aber man irrt, wenn man also von mir urtheilet. Denn ich ehre die Prediger, weil sie das göttliche Wort vortragen. Wenn sie rechtschaffene Lehrer sind, so schätze ich sie aller Ehrerbietung und Liebe würdig. Wenn sie aber nicht so beschaffen sind, so verehere ich sie doch äußerlich wegen des Amts, das sie bekleiden. Ich folge in diesem Stücke dem Beyspiel einer vernünftigen Matrone, welche den Prediger, wie er von der Kanzel kam, mit diesen Worten anredete: Ich danke ihnen für die schönen und herrlichen Ermahnungen, welche sie uns ertheilet haben; Gott gebe ihnen die Gnade, daß sie selbst darnach leben mögen. Ich billige es gar nicht, wenn einige die Prediger auf eine höchste unanständige und unter gesitteten Menschen zum Abscheu gewordene Art angreifen und schreyen, daß man ihre Einkünfte vermindern müsse. Nach meinem Urtheile muß den Predigern so viel gereicht werden, daß sie davon anständig und reichlich leben können. Man muß aufs sorgfältigste verhüten, daß sie nicht wegen eines gar zu geringen Einkommens von andern verachtet, oder genöthiget werden, sich auf eine solche Art zu ernähren, die mit ihrem Stande nicht übereinkommt. Denn es ist unmöglich, daß diejenigen ihr Amt recht verwalten können, welche wegen ihres nothdürftigen Unterhalts stets besorgt seyn,
und

und von der Gnade anderer Menschen leben müssen. Man irret demnach sehr, wenn man sich einbildet, daß ich dem geistlichen Stande nicht gewogen sey. Blos diejenigen fliehe ich, welche fälschlich den Namen der Heiligen zu dem Ende annehmen, daß sie das Ansehen verdienter Männer fränken mögen.

Ferner tadeln auch einige an mir, daß ich nicht ehrerbietig genug von hohen Schulen und überhaupt gelehrten Sachen rede. Und es scheint, daß man mir dieses mit einem so viel größerm Rechte vorwerfen könne, da ich selbst ein Mitglied der Academie bin. Aber ich greife nicht die Wissenschaften selbst, sondern allein die Art und Weise an, dieselben zu erlernen. Die academischen Disputationen habe ich in meiner unterirdischen Reise unter die Schauspiele gerechnet. Einige academische Gebräuche, welche bey den Zuschauern ein Gelächter erwecken, mißbillige ich, und spotte über das unnütze Gewäsche und über die leeren Dinge, womit man auf so manchen hohen und niedern Schulen so viele Zeit zubringt. Dieses Urtheil greift nicht die Wissenschaften, sondern nur diejenigen an, welche mit denselben umgehen. Es erhellet vielmehr daraus, daß ich die Studien sehr hochschätze, und wünsche, daß die edlen Wissenschaften nicht durch eine verkehrte Art zu studiren, und durch einige lächerliche Gebräuche in Verachtung gerathen mögen. Es gereicht einigen academischen Verordnungen zum großen Nachtheil, daß sie zu ei-

B b

ner

ner solchen Zeit abgefaßt worden, da die Barbarey und Unwissenheit so sehr überhand genommen, daß man sich nicht genug darüber wundern, und die Sitten, Gebräuche und Studien der damaligen finstern Zeiten nicht ohne Lachen ansehen und lesen kann. Aber wie viel thörichtes haben wir nicht bey behalten. Alles ist bey gewissen Vorfällen in großer Bewegung, und man bemerkt in den Hörsälen und auf den Cathedern ein starkes Geräusche; wenn aber alles geschehen ist, so hat man doch nichts ausgerichtet. Ich habe deswegen öfters gewünscht, daß man eine Reformation vornehmen möchte, die unsern Zeiten anständig wäre. Ich wünschte, daß alles Geschrey in Stillschweigen, und die Schwachhaftigkeit in ein Nachdenken verwandelt würde. Ich wollte, daß man, anstatt so vieler Doctoren und Magister, welche öffentliche Vorlesungen anstellen, nur einige wenige erwählte, denen nicht frey stünde, alles vorzutragen, was sie wollten; sondern, die nur allein die Fragen und Zweifel beantworten und auflösen sollten; welche ihnen von ihren Schülern und Zuhörern würden vorgelegt werden. Eine solche Einrichtung würde einen doppelten Nutzen nach sich ziehen. Zuvörderst würden die Zuhörer dasjenige lernen, was sie zu wissen verlangen, und hiernächst würde auch niemand das Lehramt eher übernehmen, bis seine Studien in der Wissenschaft zur Reife gekommen, in welcher er sich für einen Meister ausgiebt.

Wie

Wie herrlich würden die Wissenschaften blühen, wenn zu der Zeit, da dieselben wieder empor kommen, nebst dem Luther, der die Religion von den Schlacken reinigte, auch ein anderer Luther aufgestanden wäre, der die gelehrten Sachen reformirt, den Sauerteig der alten Zeiten völlig weggenommen, und die Fehler abgeschafft hätte, welche noch von der Barbarey der mittlern Zeiten herkommen. Es sind noch viele Dinge übrig, welche einer Aenderung bedürfen, und die hohen Schulen, die in den finstern Zeiten gestiftet worden, erfordern solche Einrichtungen, daß die Wissenschaften daselbst mit weniger Geräusche, aber mit größerem Nutzen können getrieben werden. Die Akademien, welche zu den neuern Zeiten in Frankreich und England gestiftet worden, zeigen zur Gnüge, wie nothwendig eine solche Reformation sey. Die Stiftungen und Gesetze derselben sind gerade den Stiftungen und Gesetzen andrer hohen Schulen entgegen, wo die Studirenden gehalten sind, alles zu glauben, was ihnen von ihren Lehrern vorgesagt wird; wo man den Kopf des Untergebenen nicht aufräumt, sondern verwirrt; wo der Geschmack desselben verderbt wird, und wo man vieles lernet, was man nachhero mit Mühe wieder vergessen muß. Daher rührt es, daß die meisten von hohen Schulen, als den Dörtern, wo man sich die Wissenschaften zu eigen machen soll, zwar bisweilen gelehrter, aber nicht frömmere und mit geübten und in Ordnung gebrachten Begriffen zurück kommen.

Denn, anstatt daß die alten Vorurtheile sollten abgeschafft worden seyn, wodurch sich die Gelehrten allein von dem gemeinen Manne unterscheiden müssen, so sind dieselben vielmehr mit neuen vermehrt worden. Wenn man aber einem jungen Menschen die Wissenschaften mit Nutzen beybringen will, so muß das Gemüth desselben vorher von allen Vorurtheilen gänzlich befreuet seyn. Sonst nimmt er nichts an, und hält nichts für gewiß, als was mit dem ihm einmal beygedrachten Sache übereinstimmt.

Hieraus erhellet deutlich, daß diejenigen mir Unrecht thun, welche aus einigen scherzhaften Stellen, die hin und wieder in meinen Schriften vorkommen, den Schluß ziehen, daß ich ein Feind der Studien sey. Meine unausgesetzte Arbeit, die vielen Schriften, welche ich herausgegeben, und die Belohnungen, wodurch ich andre zum Schreiben aufgemuntert habe, zeigen vielmehr einen Eifer, als eine Kaltinnigkeit, und weit mehr eine Ehrerbietung gegen die Wissenschaften, als eine Verachtung derselben an. Auch diejenigen irren sehr, welche glauben, daß ich um meines Nutzens halber die Feder ergriffen. Ich habe andre Mittel in Händen gehabt, wodurch ich mir mit geringer Mühe einen größern Gewinnst hätte erwerben können. Der Fleiß, womit ich meine Schriften ausgearbeitet, giebt deutlich genug zu erkennen, daß ich nicht durch die Geldbegierde zum Schreiben aufgemuntert worden. Ich habe die allerbequemsten und einträglichsten

Gele

Gelegenheiten fahren lassen, weil ich sie als Hindernisse in meinem Studiren angesehen, und allemal die Zeit für verlohren gehalten habe, die man nicht auf das Studiren wendet.

Dennoch scheint es nicht, daß ich bey diesem großen Triebe zu den Wissenschaften etwas besonders ausgerichtet. Und ob mir gleich einige den Ruhm geben, daß ich sehr fleißig gewesen, so dünkt mich doch, daß von mir gar nichts zu Stande gebracht worden. Wenn ich mich mit andern vergleiche, tadle ich selbst meine Trägheit, daß ich meine Zeit fast wie im Schlasfe zugebracht habe. Die Krankheiten, mit welchen ich beständig geplagt werde, hindern mich sehr in meinem Studiren; insonderheit aber werde ich durch die Kopfschmerzen abgehalten, welche zwar einem jeden sehr beschwerlich sind, niemanden aber empfindlicher fallen, als einem Studirenden. Wenn ich deswegen die Macht hätte, die Krankheiten auszuthemen, die doch dem menschlichen Geschlecht unvermeidlich sind, so würde ich die Kopfschmerzen entweder dem Frauenzimmer allein zuthemen, oder ich würde ihnen bey solchen Leuten einen Platz anweisen, deren Geschäfte nicht erfordern, daß man mit dem Kopf arbeite; oder, ich würde auch befehlen, daß sie sich allein bey abgeschmackten und elenden Scribenten aufhalten sollten, von denen wir eine so große Menge haben.

Wo ich mich ja auf einige Art um die Wissenschaften verdient gemacht, so bestehet es blos darin, daß ich gesucht habe, den pedantischen und

allgemeinen Geschmack zu dämpfen, welchen man noch bey den meisten wahrnimmt. Weil die englischen und französischen Akademien von mir sehr früh besucht worden, so habe ich daselbst nicht sowol gelernet, wie man gelehrt schreiben, sondern wie man seine Gedanken auf eine angenehme und reizende Art ausdrücken müsse. Und ich kann auch, ohne die geringste Pralerey, behaupten, daß ich fast der erste unter meinen Landsleuten gewesen, der anstatt magrer und verwirrter, Frankten, ordentliche pragmatische Geschichte geliefert, und die Moral wieder hergestellt, die vorher in Norden gleichsam begraben war. Einige erkennen meine Verdienste auch, und rühmen meinen Fleiß. Nur dieses scheint ihnen so seltsam, daß ein Mann, der stets krank ist, und ein bereits ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hat, an solchen Kleinigkeiten einen Gefallen finden, und allerhand Scherzgedichte und lustige Fabeln schreiben können. Aber eben die Schwachheit meines Leibes, und das betrübte Wesen, welches bisweilen mein Gemüth einnimmt, treiben mich dazu an, und ich habe diese Arbeiten auch wirklich als eine Arzeneey befunden. Desfalls rathe ich auch andern, sich dieses Mittels bey solchen Zufällen zu bedienen. Ich ward einmal von einem gewissen Manne wegen meiner aufgeweckten Schreibart mit diesen Worten getadelt: Wie können sie doch solche lustige Sachen schreiben, da sie doch selbst so ernsthaft sind, und ein so eingezogenes Leben führen? Ich aber gab

gab demselben diese Antwort: Wie können sie doch solche ernsthafte Schriften abfassen, da sie doch selbst einem Comödianten so ähnlich sind.

Obgleich meine Bemühungen und Arbeiten durch die Schwachheiten meines Lebens öfters unterbrochen werden, so werden sie doch auch zugleich dadurch befördert. Denn eben diese Krankheiten, womit ich beständig geplagt bin, haben mich gezwungen, fast allen Gesellschaften zu entsagen, und ich lebe dennoch in dieser großen Stadt, wie in einer Einöde, ob es hier gleich nicht an solchen Dingen fehlet, die das Studiren unterbrechen können. Die Palläste großer Herren besuche ich niemals, weil ich mit meinem Zustande vergnügt bin, und dem Schatten leerer Ehrentitel längstens entsagt habe, nach welchem andre mit großen Eifer trachten. Wenn große Herren zugleich mit Rang, Titeln und Vorzügen auch die Gesundheit verleihen könnten, so würde ich nicht ablassen, sie durch Bittschriften so lange zu beunruhigen, bis ich meinen Endzweck erhalten hätte. Da dieselben mir aber in diesem Stücke nicht helfen können, so bleibe ich zu Hause, und warte meine Geschäfte ab. Man meynt, daß ich in dieser Aufführung etwas von der englischen Nation angenommen. Die Engländer pflegten ehedem von meinem Gesichte zu urtheilen: He looks as an english Man. Jedoch in meinen Neigungen komme ich noch mehr mit diesem Volke überein. Mir hat diese Nation jederzeit sehr wohl gefallen, und ich bin derselben auch nicht

unangenehm gewesen. Man hat gleichfalls an mir bemerkt, daß ich in meinen Studien und Sitten die Gemüthsart und den Geschmack dieses Volks vollkommen ausgedrückt. Alles, was ich auf dem Herzen habe, das entdecke ich mit der größten Aufrichtigkeit, und aus allen erwähle ich dasjenige, was der Wahrheit am nächsten zukommen scheint.

Ich beobachte auch noch in meinem Alter überaus sorgfältig diejenige Enthalttsamkeit, wozu ich mich bereits in meiner Jugend gewöhnt habe, und höre alle Vermahnungen sehr kaltsinnig an, wodurch mich meine Freunde zu einer andern Lebensart zu bewegen suchen. Man glaubt, die Bollüste zu dämpfen, sey nichts anders, als die Begierde zu zwingen, die man zu dieser oder jener Sache trägt, und daher betäuben sie meine Ohren durch die philosophischen Regeln, die hier in Norden eingeführt worden, und worinn insonderheit befohlen wird, daß man seinem Leibe nichts entziehen müsse. Dies nennen sie den Leib pflegen; ich aber nenne es, den Leib bestürmen. Da ich aus der Erfahrung weis, daß der Leib weit mehr durch eine solche Pflege, als durch die Mäßigkeit geschwächt werde. Ich kann dieses auch mit meinem eignen Beyspiele bestärken. Vor vierzig Jahren war ich so schwach und ausgemergelt, daß meine Freunde urtheilten, ich würde nicht lange leben, wo ich meinen Leib nicht besser pflegen würde. Aber die meisten von diesen, welche ihrem Leibe nichts entzogen, sind
lang

längstens gestorben und begraben worden. Ich aber lebe noch, da ich meine alte Gewohnheit sorgfältig beybehalten und immer enthaltsam gelebt. Diejenigen thun am besten, die den Mittelweg treffen. Man muß essen, damit man das Leben erhalte. Man muß aber auch nicht glauben, daß man bloß zu dem Ende in der Welt sey, damit man essen möge. Derjenige verdienet eben sowohl getadelt zu werden, der seinem Leibe alles versagt, als der ihm alles erlaubt. Man kann beyde als Feinde ihres eignen Leibes ansehen. Man muß so viel essen und trinken, daß die Kräfte dadurch gestärkt, nicht aber unterdrückt werden. Und diejenigen handeln am klügsten, welche zwischen den Uebungen des Leibes und des Gemüths den Mittelweg halten. Das menschliche Leben ist, nach dem Ausspruche des Cato, dem Eisen ähnlich, wenn man es beständig braucht, so wird es abgerieben, wenn man es aber nicht braucht, so wird es durch den Rost verzehret. Auf eben dieselbe Art bemerkt man auch, daß die Menschen durch die beständige Arbeit aufgerieben werden. Wenn sie sich aber gar nicht üben, so werden sie durch Faulheit und Nachlässigkeit zu allen Dingen völlig untüchtig gemacht.

Einigen scheint es lächerlich zu seyn, daß ich Geld sammle, insonderheit, da ich unverheyrahtet bin, und daher auch glaublich ist, daß ich ohne Erben sterben werde. Ich werde durch dieses Urtheil nicht zum Unwillen bewegt. Denn bisweilen lache ich selbst über mich. Ich habe beydes

versucht, und kann daher am besten davon urtheilen. Wie ich von allen Mitteln entblößt war, so wußte ich auch von keinen Sorgen.

Cantabam vacuus coram latrone viator.

Mit meinem Vermögen aber haben sich auch Furcht und Bekümmerniß zugleich eingefunden. Und da ich meinen Leib weder pflegen kann noch darf, so empfinde ich blos die Beschwerlichkeiten, welche mit dem Reichthum verbunden sind, niemals aber schmecke ich das damit verknüpfte Vergnügen. Es scheint also, daß man mit Recht über mich spotten könne. Wenn ich aber nichts destoweniger einen von meinen Spöttern zum Erben einsetzen wollte, so dürfte derselbe sich doch nicht weigern, die Sorge, Furcht und Bekümmernisse zu übernehmen, welche mit dem Reichthum verbunden sind. Anstatt so vieler Spötter würde ich so viele ergebne und verbundene Diener haben, welche sich nicht entziehen würden, mir auch die geringsten Dienste zu leisten. Und daher würde man aufs deutlichste abnehmen können, daß alle solche Vermahnungen und Spöttereien aus einer blossen Mißgunst herrühren. Wir stellen uns bisweilen, als wenn wir die Dinge verachteten, die uns nicht zu Theil werden können; und hierauf zielt die Fabel von dem Fuchs, welcher die Birnen für sauer hielt, weil ihn der Weg zu denselben verschlossen war. Wer also in diesem Stücke über mich spottet, der spottet über die meisten Menschen, die mit eben derselben Schwachheit befaßt

behaftet sind; ja der spottet auch über sich selbst. Bloss allein diejenigen scheinen ein besseres Recht zu haben, darüber zu spotten, welche ein müßiges Leben führen, und in einem Tage mehr verzehren, als sie in vielen andern Tagen wieder zu erwerben im Stande sind. Jedoch, da die Sparsamen von ihnen verlacht werden, so geben sie zugleich dadurch Anlaß, daß man mit weit größerm Rechte über sie spotten kann. Nennt man die Sparsamkeit eine Thorheit, so muß die Verschwendung gewiß den Namen einer Tollheit erhalten. Wir können nicht begreifen, aus welcher Ursache alte Leute, die ihrem Grabe so nahe sind, dennoch Mittel sammeln, von denen sie niemals einigen Nutzen erwarten können. Denn was kann ungereimter seyn, als daß man zu einer kurzen Reise sich mit so vielen Reisegeld versehenet. Aber das ist noch viel schwerer zu begreifen, daß die Armen so viel Geld verschwenden, da sie doch, wenn sie vernünftig damit hausielten, Armuth und Hunger dadurch abhalten könnten. Die ersten pflanzen Bäume, die, wenn sie ihnen gleich selbst keine Früchte bringen, doch den Nachkommen nützlich seyn können; aber die letzten hauen die Bäume ab, damit weder sie, noch ihre Nachkommen Nutzen davon haben mögen. Sie leben einen Tag sehr herrlich und im Ueberflusse, in den folgenden Tagen aber herrscht der größte Mangel bey ihnen. Die Sparsamkeit der Reichen erweckt ein Gelächter, aber die Verschwendung der Armen verdient billig

lig Mitleiden. Man kann beyde Schwachheiten eine Krankheit nennen; aber die erste besteht nur in einem Fieber, hingegen die andre in einer offnbaren Raserey.

Die Beschaffenheit meines Körpers verbindet mich zu einer sparsamen und mäßigen Lebensart, und der Ueberfluß würde mir gewiß allerhand Krankheiten zuziehen. Deswegen ist meine Mittagsmahlzeit also eingerichtet, daß ich auch noch eine Abendmahlzeit halten kann. Und, um meine Gesundheit zu erhalten, gehe ich zu Fuß. Es ist ein Kennzeichen eines vernünftigen Menschen, und der Pflicht eines guten Bürgers gemäß, daß man Mittel auf eine anständige Art zu sammeln sucht, und das erworbene zu erhalten sich bemühet. Ich gestehe, daß diese Vorsichtigkeit bey einem solchen Manne einen größern Ruhm verdienet, der mit Kindern gesegnet ist, als bey dem, der in einem unverheyratheten Stande lebt. Aber was würde man denn sagen, wenn ich noch einmal auf die Gedanken fielen, in den Stand der Ehe zu treten? Denn ich habe bemerkt, daß diese Hize meine Landesleute bisweilen ganz unvermuthet überfällt. Es können sich aber auch noch außerdem verschiedene Fälle zutragen, denen das menschliche Leben unterworfen ist, und welche uns antreiben können, auf das Künftige bedacht zu seyn. Hiernächst habe ich mir angelegen seyn lassen, sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schriften, meine Landesleute zu erbauen; und

156

also muß ich sie auch sowol durch Beyspiele als durch Vermahnungen aufmuntern. Wenn ich in Spanien gebohren wäre, wo die Einwohner ihrem Leibe alles entziehen, und blos von der Luft zu leben scheinen, so würde ich meine Mitbürger sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schriften zu einem größern Aufwand angereizt, und von einer so gar genauen und eingeschränkten Lebensart auf alle Art abgerathen haben. Aber in unserm Norden, wo man die Ceres und den Bacchus aufs eifrigste verehret, werden andre Regeln und andre Beyspiele erfordert. Und ist es denn endlich thöricht, vorsichtig zu handeln, und die Ameisen in diesem Stücke zum Vorbilde zu nehmen, so trifft diese Beschuldigung sowol denjenigen, der Kinder hat, als den, der nicht verehlicht ist. In den Augen eines Philosophen ist der Grund, welchen ein Vater zur Beschönigung seines Geistes braucht, daß die Kinder nach seinem Tode anständig leben mögen, gar nicht hinlänglich, denn der Tod hebt alle Verbindungen auf, und in jenem Leben wird an irdische Dinge nicht mehr gedacht, wo wir uns nicht mit dem gemeinen Manne einen solchen Himmel vorstellen wollen, worinn man essen und trinken wird. Und endlich kann man auch nicht sagen, daß derjenige ohne Kinder stirbt, der das gemeine Wesen zu seinem Erben einsetzt.

Weil ich so viel von meinem Vermögen rede, so sollten Sie bald auf die Gedanken gerathen, daß
ich

ich sehr reich seyn müsse. Aber, ich bin weder arm noch reich. So viel habe ich mir erworben, daß ich reichlicher, als vorher leben kann; und dieses habe ich mit auch nur einzig und allein gewünscht. Derjenige handelt klug und vorsichtig, der einen anständigen und erlaubten Vortheil nicht aus den Händen gehen läßt, sondern sich die Gelegenheit zu Nuzen macht, und so viel zu erwerben sucht, daß er auf alle Fälle, die man nicht vorher weiß, so viel besitze, wovon er leben und sich ernähren kann. Wer hiemit nicht zufrieden ist, sondern beständig scharret, und Mittel auf Mittel häuft, damit er einen außerordentlichen Schatz zusammenbringen möge, der verdient nicht den Namen eines klugen und vorsichtigen Haushalters, sondern ist vielmehr auf eine recht schändliche Art geizig. Für diesen Laster behüte mich Gott! Die Mittel, die ich besitze, sind durch Fleiß und Arbeit erworben, und durch Mäßigkeit erhalten worden. Dieser auf eine rechtmäßige Art erworbenen Güter bediene ich mich zu meiner Nothdurft. Einen Theil derselben wende ich auf die Verbesserung meines Landguts an, und das übrige will ich, nach dem deßfalls gemachten Entwurfe, zum Besten des gemeinen Wesens anwenden; so, daß die Nachkommen mich nicht sowol für einen Besitzer, als vielmehr für einen Verwalter meines Vermögens halten sollen.

Mein Leib empfindet auch noch im Alter eben dieselben Schwachheiten, denen er bereits in der Jugend unterworfen war. Ich bin noch mit
eben

eben denselben Krankheiten geplagt, die ich in meiner Jugend durch Enthaltbarkeit, Arbeit und beständige Bewegung gelindert habe; da sie aber nun mit dem Alter zunehmen, so ist ein aufgeräumtes Gemüth das einzige Mittel, welches ich ihnen entgegen setzen kann. Es ist bey beständig anhaltenden Schwachheiten des Leibes nichts nützlicher und nöthiger, als daß man Sorge trage, daß das Gemüth ruhig und munter bleibe, da der Leib der Regierung der Seele, und die Seele des Dienstes von dem Körper bedarf.

Ich merke, daß ich beständig krank bin, denn noch habe ich bisher nicht entdecken können, worinn meine Krankheit eigentlich bestehet. Meinem Urtheile nach ist mir nichts zuträglicher, als die China; weil aber die Aerzte solches nicht für gut ansehen, so darf ich es nicht wagen, mich täglich dieses Mittels zu bedienen, weil ich die Eigenschaft und Natur desselben nicht kenne. Wenn diese Arznei die Kraft hätte, die scharfen Säfte wegzunehmen, so würde ich kein Bedenken wagen, dieselbe täglich zu gebrauchen; wenn man aber sonst keine Wirkung davon empfindet, als daß die Wallung nur auf eine Zeitlang gestillet und beruhiget wird, so halte ich diese Arznei nicht allein für unnütz, sondern auch für schädlich. Das Heilmittel, wodurch die Krankheit nur gebrochen, nicht aber völlig gehoben wird, verursacht nur, daß das Uebel nachher mit desto größerer Gewalt wieder überhand nimmt. Meine Krankheit dauret also beständig, und meine Zah-

119502

re

re nehmen dabey zu, ohne daß ich es selbst einmal merke. Und vielleicht lebe ich lange, weil ich beständig krank bin. Meine stets anhaltende Schwachheit treibt mich an, enthalten zu leben, und dadurch wird mein Leben, obgleich auf eine beschwerliche Art, verlängert. Die Beschaffenheit meines Lebens kömmt mit meinem Geschmack überein. In beyden Theilen bin ich von andern unterschieden. Was andern wohl schmeckt, das erweckt bey mir einen Ekel, und mir ist dasjenige zuträglich, was andern Schaden bringt. Niemals bin ich gesunder, als wenn ich verstopft bin und des Nachts nicht geschlafen habe.

Die Bücher sind noch, wie jederzeit, mein angenehmster Zeitvertreib; aber das Lesen derselben schafft mir keinen sonderlichen Nutzen. Was ich auch dem Gedächtniß gerne einverleiben will, das vergesse ich doch gleich wieder, und bisweilen wollen mir auch die Namen der allerbekanntesten Sachen nicht beyfallen. Wenn Sie deswegen verlangen sollten, zu wissen, warum ich denn bey so bewandten Umständen noch mein Studiren fortsetze, so würde ich mit jenem Professor antworten, der seine Vorlesungen hielt, da kein einziger Zuhörer vorhanden war: Ich lese um Gottes und meines Amts willen. Die Ursachen, welche mich sonst noch zum Studiren anreizen, habe ich folgendermassen zu erkennen gegeben:

Causa studendi

Ipse in studiis, vt studeam, studeo.

Mein

Mein Gedächtniß nimmt nicht mehr an, und am allerwenigsten kann ich historische Sachen behalten. Auch die Wörter und Ausdrücke fehlen mir oft; ja, bisweilen muß ich mich selbst auf meinen eignen Namen besinnen. Deshfalls nehme ich in meinem Studiren durch das Lesen nicht weiter zu; doch vergesse ich niemals wieder, was ich in meiner Jugend gelernet habe. In den Wissenschaften, wobey das Gedächtniß keinen so grossen Einfluß hat, komme ich doch etwas fort, aber mehr durch eignes Andenken, als durch Lesen. Ich studire, daß ich mich selbst und andre, sowohl in Absicht auf einzelne Personen, als auch auf ganze Völker, kennen lerne. Und da ich auf meinen ausländischen Reisen mit grösserm Fleisse die Menschen als die Büchersäle durchforscht, so habe ich das Naturell der meisten europäischen Völker ziemlich genau kennen lernen. Sie haben mich öfters aufgemuntert, mein Herr, daß ich die Beschreibung meiner Reisen mit solchen Abbildungen ausschmücken möchte: Weil aber dieses mit gar zu vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, so habe ich es allemal von mir abgelehnet, und verbitte es auch noch. Ich habe immer gehofft, Sie würden mir erlauben, daß ich Ihnen dieses mit eben derselben Ergebenheit abschlagen dürfte, mit welcher ich sonst Dero Befehle zu vollziehen gewohnt bin. Jedoch, Ihr letzter Brief bezeugt das Gegentheil: Und da Sie nicht nur Dero Befehl wiederholen, sondern mir auch die Vollziehung desselben bey dem Verlust Ihrer Freundschaft

E c

schaft auflegen, so will ich eine kurze Abbildung von gewissen Nationen mittheilen, damit es nicht scheine, daß ich einem Manne ungehorsam gewesen bin, dem ich so viel schuldig bin.

Bedenken über gewisse europäische Nationen.

Unter den auswärtigen Völkern bin mit den Franzosen, Engländern, Italiänern, Deutschen und Holländern umgegangen.

Die Franzosen rühme ich, weil sie zur Gesellschaft und zum Umgange so sehr aufgelegt sind; ich würde sie aber noch weit mehr lieben, wenn sie nicht so gar geschickt dazu wären. Denn so leicht ein mürrisches Wesen einen zum Zorn reizen kann, eben so leicht erweckt ein gar zu höfliches und freundliches Wesen einem Verdruß und Widerwillen. Da die Franzosen ein sanguinisches Temperament haben, so können sie im Augenblicke zornig werden, aber dieser Sturm legt sich gleich darauf wieder. Sie richten sehr geschwinde Freundschaft auf, aber sie brechen dieselbe auch sehr bald wieder. Und da weder die Liebe noch der Haß bey ihnen von einer langen Dauer ist, so verdient diese Nation weder geliebt noch gehaßt zu werden. Die angebohrne Aufrichtigkeit macht insonderheit die Franzosen beliebt: Denn sie sind insgemein so offenherzig, daß man sie auch deswegen tadeln kann. Sie sind

sind freygebig und barmherzig, und üben bisweilen solche erhabne Tugenden aus, die den Namen heroischer Tugenden verdienen; aber sie werden mehr durch einen plötzlichen Einfall, als durch ein reiffes Nachdenken dazu angetrieben, und alles geschiehet bey ihnen so schnell, als wenn sie durch einen unerwarteten und heftigen Zufall hingerissen würden. Eben dieses kann man auch von ihren Lastern sagen. Hierinn aber irren doch die meisten Scribenten, daß sie der ganzen Nation die Fehler beylegen, welche allein den Einwohnern in Paris eigen sind. Der Fehler rührt daher, weil die meisten allein mit den Parisern umgegangen sind. Der gemeine Mann in meinem Vaterlande glaubt, daß alle Franzosen schwarz sind, weil diejenigen, die zu Schiffe aus den südlichsten Provinzen dieses Königreichs zu uns kommen, größtentheils Bootsleute sind, deren Haut durch Sonne und Luft braun geworden: Diese aber sind in der Farbe, in den Sitten und Gebräuchen von den Parisern gar sehr unterschieden, und pflegen wie die andern Franzosen, die in den Provinzen wohnen, eben so sehr über die Thorheiten die Pariser, als andre Nationen zu lachen. Dennoch verwerfe ich den Anstand der Pariser nicht gänzlich. Nur diejenigen tadele ich, welche über die Pariser spotten, und doch Affen derselben sind; welche über Meer und Land reisen, um solche Sitten anzunehmen, die mit ihrer Natur streiten. Denn die Geberden und Sitten, welche den Parisern wohl anstehen, weil

Ec 2

sie

sie ihnen angebohren sind, verstellen andre, und machen sich lächerlich. Man stelle sich einen einfältigen und ächten Holländer vor, der mit einer starken Ladung von parissischen Galanterien die Rückreise in sein Vaterland antritt: Wird derselbe nicht allen Menschen zum Gelächter und Gespötte dienen, weil er seine eigne Natur abgelegt, und eine fremde angenommen. Ich habe in meinen vorigen Briefen gesagt, daß die Franzosen sehr eigennützig sind, und die Reisenden und Fremden insgemein um ihr Geld zu bringen pflegen; aber hiedurch verstehe ich weder die ganze französische Nation, noch alle Einwohner der Stadt Paris, sondern allein die Wirthe in der Vorstadt St. Germain, wo die Fremden sich insgemein aufzuhalten pflegen. Man findet an diesem Orte, daß die Wirthe, Krämer, Sprachmeister und andre eine grosse Erfahrung besitzen, die jungen Leute zur Verschwendung und zum unnöthigen Aufwand zu reizen. Dieses aber ist kein Fehler der ganzen Nation. Denn die Franzosen sind so edelmüthig, freygebig, aufrichtig und unbesorgt, daß sie öfterer von andern betrogen werden, als daß sie andre betriegen sollten. Ja, die Wirthe selbst in der Vorstadt St. Germain leiden durch ihre Leichtglaubigkeit Schaden. Sie betriegen die Fremden, und werden von denselben wieder betrogen. Denn viele Ausländer, wenn sie alles verzehrt, und grosse Schulden gemacht haben, werden unsichtbar, wenn sie nicht bezahlen können, oder werden auch

auch mit der Versicherung erlassen, daß sie das Geld bald schicken wollten, woran sie aber nachher niemals gedenken.

Die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen am meisten brüsten, und wodurch sie einen Vorzug vor allen andern Nationen zu haben glauben, bestehen in ihren angenehmen Sitten, in ihrer zierlichen Sprache und in ihrem freyen Umgange. Aber es stimmen nicht alle in der Beschreibung der Tugenden und Laster überein. Was bey dieser Nation eine Tugend ist, das wird bey einer andern als ein Laster angesehen, und was man hier mit dem Namen der Artigkeit belegt, ist solches heißt an einem andern Orte Gauckelei. Was die Franzosen unter der Anmuth und Freyheit der Sitten begriffen, solches nennen die Spanier eine Frechheit. Was man in Spanien für eine anständige Ernsthaftigkeit hält, das scheint den Franzosen ein mürrisches Wesen zu seyn. Wenn die nordischen Völker jemand geizig nennen, so erhält derselbe in Italien den Ruhm, daß er ein guter Haushalter sey. Wer den Deutschen freygebig zu seyn scheint, der ist nach dem Urtheil der Holländer sehr verschwenderisch. Was die Engländer als eine Beständigkeit rühmen, das verwerfen andre Völker als eine Hartnäckigkeit. Auf solche Art verändern sich die Tugenden und Laster, und erhalten nach dem Naturell der Völker auch andre Namen. Und daher können auch die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen brüsten, mit größerem

Rechte französische Zierlichkeiten, als wirkliche
 Tugenden genannt werden. Denn, wenn es
 wirkliche Tugenden seyn sollten, so müßten sie
 auch von andern Völkern dafür angesehen wer-
 den. Zwar die Franzosen können sich in diesem
 Stücke auf die Uebereinstimmung andrer Na-
 tionen beruffen, indem die Jugend beynahе aus
 ganz Europa in grosser Anzahl nach Paris kommt,
 um die französischen Sitten anzunehmen. Weil
 aber die jungen Leute ein weit größeres Vergnü-
 gen an Kleinigkeiten, als an ernsthaften und wich-
 tigen Dingen finden, so können die Franzosen
 sich auf diesen Beweis nicht gar zu viel verlassen,
 welcher ihnen weit mehr ihre Fehler vorrückt, als
 daß er von ihrer Tugend zeugen sollte. Ob ich
 gleich an einer anständigen Freyheit und an ei-
 nem aufgeweckten Wesen ein grosses Vergnü-
 gen finde, so sind mir doch die ihrer Nation so
 eigenthümlichen Tugenden, womit sie sich so groß
 machen, und deren Mangel sie bey andern Völ-
 kern beklagen, jederzeit beschwerlich gewesen.
 Man trifft aber doch auch unter den Franzosen
 selbst einige an, welche an diesen so sehr berühmten
 Galanterien einen Ekel haben, und sich nach
 den Sitten anderer Völker richten. Die Offi-
 ciers, und andre Kriegsbediente, welche in frem-
 den Diensten gestanden haben, unterscheiden
 sich von ihren Landsleuten, die niemals einen Fuß
 aus ihrem Vaterlande gesetzt haben, durch die
 Verschwiegenheit, Ehrbarkeit, Ernsthaftigkeit
 und durch anständige Sitten, auf eine überaus
 merk-

merkliche Art. Aber diejenigen, welche mit denest
 sogenannten groben und unpolirten Nachbarn
 keinen Umgang gehabt haben, insonderheit die
 jungen Leute, die man Petits Maitres nennt, sind
 ganz unerträglich, und ich habe schon gezittert, so
 bald ich sie nur von ferne wahrgenommen. Nach
 meiner Einsicht handeln die Franzosen vernünfti-
 ger, wenn sie ihre jungen Leute in fremde Länder
 reisen liessen. Und andre Nationen verführen
 klüger, wenn sie ihre Jugend zu Hause behielten.
 Wenn unsre jungen Leute aus Frankreich zurücke
 kommen, so scheint es, als wenn sie in lauter Wiß-
 geburten verwandelt worden, weil sie die fran-
 zösischen Geberden wider ihre Natur nachahmen
 wollen. Es ist nichts schöner und anständiger,
 als wenn einer in seinem Leben sich jederzeit selbst
 ähnlich ist. Dieses aber kann niemals geschehen,
 wenn man die Natur eines andern nachzuahmen
 sucht, und darüber seine eigne vergift. Das ziert
 uns am meisten, was unsrer Natur am gemässe-
 sten ist. Ich rede hier blos von den französischen
 Sitten und Zierlichkeiten: Manieres françoises.
 Denn in Absicht auf die Studien, ist Paris der
 rechte Sitz der schönen Wissenschaften, und es ist
 kein Ort, wo man in einer kurzen Zeit mehr zu-
 nehmen, und wo der Geschmack mehr geläutert
 werden kann. Ich gestehe, daß ich alles, was ich
 weis, den französischen Büchern zu danken habe.
 Denn durch das Lesen derselben habe ich meinen
 Geschmack auf eine vernünftige Art eingerichtet,
 und dadurch auch nachher meine Schriften wie-

der beliebt gemacht. So frey die französische Sitten sind, so ordentlich und vernünftig sind ihre Schrifften abgefaßt: und es scheint fast, daß die Franzosen, wenn sie schreiben, so lange ihre Natur verändern und ablegen.

Die Wissenschaften, welche am stärksten in Paris getrieben werden, sind die Beredsamkeit, die Dichtkunst und die Geschichte. In ihren Briefen und Reden sehen sie nicht so sehr auf die Ausschmückung und Zierlichkeit der Worte, als auf die Wichtigkeit der Sachen. Denn die französische Sprache ist zu zweydeutigen geschmückten Redensarten gar nicht geschickt. Weil aber die Sprache so sauber und rein ist, so können die Franzosen in Heldengedichten, die eine pathetische Schreibart erfordern, den Engländern und Italiänern nicht gleich kommen. Aber in der Historie übertreffen sie alle andre Völker. Die Schrifften der Franzosen sind überaus schön, und wenn sie so frey schreiben dürften, als die Engländer, so würden ihre Arbeiten die allervollkommensten seyn. Frankreich hat auch die allergrößten Philosophen hervorgebracht. Weil es ihnen aber unmöglich ist, sich lange bey einer Sache aufzuhalten, so dringen sie selten in das innere Wesen eines Dinges. Und daher ist auch das Sprichwort entstanden: Wenn ein Franzose einer Sache etwas mehr, als ein Engländer, etwas weniger nachdächte, so wären sie beyde in allen Stücken vollkommen.

Ein hurtiger Begriff, und die Gegenwart des
Gei

Geistes bey allen Zufällen, *presence d'esprit*, ist diejenige Tugend, welche bey dieser Nation am meisten hervorleuchtet. Ein Franzose begreift eine Sache schnell, und verrichtet seine Geschäfte mit einer grossen Hurtigkeit. Deyfalls sind sie auch in solchen Dingen, die keinen Aufschub leiden, ganz unvergleichlich zu gebrauchen. Die Gegenwart des Geistes ist bey unvermutheten Zufällen und Begebenheiten, da man nicht viel Zeit übrig hat, sich zu bedenken, was man thun soll, von einem ungemeinen Nutzen; nirgends aber ist sie unentbehrlicher, als in einer Feldschlacht, wo man öfters im Augenblicke, nach den sich eräugnenden verschiedenen Umständen, einen Entschluß fassen muß. Und weil die Franzosen hierinn sehr vieles vor andern Völkern voraus haben, so sieht man leicht die Ursachen ein, warum Frankreich mehr grosse Generals aufweisen könne, als beynahе das ganze übrige Europa. Obgleich auch die Vorsichtigkeit und eine scharfe Einsicht von einem General erfordert werden, so wird er sich doch gewiß eine noch grössere Hochachtung und Bewunderung erwerben, wenn man die Gegenwart des Geistes bey ihm wahrnimmt, die insonderheit in dem hitzigsten Gefechte nöthig ist. Ein kluger Mann siehet ein Unglück vorher; aber einem unvermutheten Unglücke geschwinde und kühn entgegen gehen, und in einem Augenblicke die Sachen, welche sehr schlecht stunden, wieder auf einen guten Fuß setzen, das übersteigt fast die Kräfte eines Menschen.

Et c. In

In solchen Sachen aber, wo es lediglich auf die Urtheilskraft ankommt, reichen die Franzosen, wie einige glauben, nicht an die Vollkommenheit verschiedener benachbarten Völker. Denn durch eben dieselbe Fertigkeit, mit welcher sie allerhand Unruhen zu stillen vermögend sind, verwirren sie auch öfters solche Sachen, welche bereits in Ordnung gebracht waren, und sie haben die Verdrießlichkeiten, woraus sie sich mit vieler Geschicklichkeit befreien, öfters ihrer eignen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Ich bewundere diejenigen, welche von einem sehr steilen Berge ohne Schaden herunter steigen; aber diejenigen lobe ich noch weit mehr, die ohne Noth nicht hinaufsteigen. Wenn die französische Hurtigkeit mit der spanischen Langsamkeit verbunden wäre, so würde alles besser von statten gehn; aber man findet beydes sehr selten in einer Person vereinigt. Denn die Franzosen können keinen Verzug oder Aufschub leiden, und was sie wollen, das soll in einem Augenblick geschehen. Daher ist auch das artige Sprichwort entstanden: Wenn man will, daß ein Franzose die Wahrheit sagen soll, so darf man ihn nicht durch allerhand Marter darzu bringen. Man darf ihm nur ein Pferd geben, welches sehr langsam geht, und nicht aus der Stelle kommen kann. *)

Die Herr Hollberg drückt dieses in der lateinischen Sprache auf eine solche Art aus, worinn man ihm im Deutschen nicht wohl folgen kann: Si veritatis confessionem a Gallo extorqueas, non equuleus adhibendus est, sed equus lente procedens.

Die Franzosen sind so sehr zum Umgang mit andern geneigt, daß sie diejenigen, welche die Einsamkeit lieben, nur für halbe Menschen ansehen, und sie zum Spott, Philosophen oder Nachteulen nennen. Daher lieben sie auch das Hofleben, obgleich solches mit der größten Gefahr und mit sehr vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist. Wenn sie demnach vom Hofe entfernt, und in der Einsamkeit zu leben gezwungen werden, so halten sie dieses für einen grossen Schimpf, und glauben, daß diese Lebensart von einer stetswährenden Gefangenschaft nicht unterschieden sey.

Mehr will ich von den Franzosen nicht beybringen. Ich will mich nun über das Meer zu den Engländern wenden, deren Gemüthsart mir vollkommen bekannt ist.

Die Engländer sind weder Engel noch Teufel. Denn diese Nation halt in keinem Dinge die Mittelstrasse. Die Tugendhaften sind bey ihnen im höchsten Grad tugendhaft, und mit den Lasterhaften ist es eben so beschaffen. Es leiden die Laster und Tugenden bey diesem Volke gar keine Zusätze. Es ist kein Reich, welches so viele Exempel, sowohl von heroischen und vollkommenen Tugenden, als auch von so schändlichen Verräthereyen, aufweisen kann. Bisweilen wagen die Stände des Reichs alles für die Wohlfahrt des Vaterlandes, und bisweilen verrathen sie alles.

Religion, Unglaube, Eifer, Nachlässigkeit,
Ge

Gelehrsamkeit, Unwissenheit, Arbeitsamkeit, Trägheit, Tugenden, Laster, alles kommt in diesem Reiche aufs höchste, und zur völligen Reiffe. Und wenn man hier einige edle Neigungen nicht genug loben kann, so kann man an der andern Seite einige lasterhafte Eigenschaften nicht genug tadeln. Man wird dieses aufs deutlichste erkennen, wenn ich alles ordentlich auseinander setzen und erzehlen werde. Man findet keine Nation, welche müßiger und nachlässiger, aber doch auch zugleich arbeitsamer wäre. Die Engländer, welche der Faulheit und Trägheit ergeben sind, können weder durch Hunger, noch durch andre Strafen dahin gebracht werden, daß sie arbeiten, und zu dem Ende einen Fuß aus dem Hause setzen sollten. Man siehet deßwegen auch Künstler und Handwerksleute in grosser Armuth in öffentlichen Gefängnissen sitzen, welche doch nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch ihr reichliches Auskommen haben könnten, wenn sie nur Hände und Füße rühren wollten. Die arbeitsamen Engländer aber wagen alles, und lassen sich durch keine Beschwerlichkeit und Mühe abhalten. Sie durchstreichen fremde Reiche und Staaten, sie begeben sich mit der größten Lebensgefahr aufs Meer, und dringen bis in die entferntesten Länder, sie greiffen alles an, es mag möglich oder unmöglich seyn; sie suchen solche Dinge durchzutreiben, welche andre nicht einmal versuchen wollen, und dieses alles zu dem Ende, daß sie entweder ihre

Neu

Neugierde befriedigen, oder auch etwas gewinnen mögen. Daher sagt man auch von den Engländern, daß sie entweder durch ihre eigne Nachlässigkeit umkommen, oder wegen der gar zu sehr übertriebenen Arbeit sterben.

In Absicht auf die Wissenschaften halten sie eben so wenig die Mittelstrasse. Sie verwerfen entweder durchgehends alle Bücher und Wissenschaften, oder sie sind dem Studiren so eifrig ergeben, daß sie Tag und Nacht damit zubringen, und suchen ihren Verstand so sehr zu schärfen, daß sie denselben öfters darüber gar verlieren. Daher findet man fast keinen Ort, wo so viele gelehrte und ungelehrte Geistliche angetroffen werden, als in England.

Der Religion sind sie entweder mit dem aufrichtigsten Herzen ergeben, oder sie sechten dieselbe auch mit der größten Bosheit an. Der Aberglaube, der Unglaube, ein fanatisches Wesen und die Gottesverleugnung haben wechselsweise die Herrschaft: Denn man glaubt entweder gar nichts, oder man glaubt auch zu viel. Ihre Religion verwandelt sich bisweilen in den Aberglauben, und die Unglaubigen werden nicht selten Naturalisten. Die Römischcatholischen unter ihnen sind in ihrer Religion weit eifriger, als die Spanier und Italiäner, und tragen kein Bedenken, für den römischen Papst Leben, Güter und Ehre aufzusetzen, ja ihr Vaterland selbst zu verrathen. Welche aber einer andern Religion beypflichten, die setzen den Papst und den Teufel in
eine

eine Classe. Sowohl die Liebe als der Haß haben bey ihnen keine Grenzen. Der gar zu heftige Eifer, und die gar zu grosse Nachlässigkeit, in Absicht auf die Religion, verursachen gleichfalls, daß dieselbe nirgends heftiger angefochten, aber auch nirgends eifriger vertheidiget wird.

Es ist daher offenbar, wie sehr die Scribenten in der Abbildung dieser Nation irren, indem sie dem ganzen Volke solche Tugenden und Laster beylegen, welche nur von einem Theile desselben können gesagt werden. Denn die englische Nation verdient die beste und auch zugleich die schlimmste unter allen andern genannt zu werden. Andre Völker haben gleichfalls ihre Tugenden und Laster; aber sie halten in beyden mehr Maße, und sie gelangen auch bey ihnen zu keiner so grossen Reiffe. Denn die meisten beobachten die Mittelstrasse so wohl, daß man selbst nicht weis, zu welcher Classe man sie rechnen soll.

Es sind dennoch einige Eigenschaften, welche der ganzen englischen Nation können beygelegt werden. Sie sind fast alle von der Eigenliebe so sehr eingenommen, daß sie alles, was ausländisch ist, verachten. Man kann ihnen aber diese Eigenliebe um so viel leichter verzeihen, wenn man die Glückseligkeit, den Reichthum, die Fruchtbarkeit und andre herrliche Vorzüge bedenkt, womit die Natur dieses Land begabt hat. Die Männer sind insgemein unerschrocken, und das Frauenzimmer ist schön. Jene regieren ausserhalb des Hauses, diese aber im Hause. Die Engländer,

der, welche sonst die Herrschaft über andre Völker zu behaupten suchen, unterwerfen sich geduldig dem Joche ihrer Weiber, und sind hierinn den Löwen ähnlich, welche einem jeden unerschrocken entgegen gehen, aber sich für einer Maus fürchten. Man hat vor einiger Zeit einen Herzog *) gesehen, dessen blosser Name den größten Theil Europens zittern machte, welcher sich aber von seiner Gemahlin in allen Stücken regieren ließ. Und man hat dieses nicht nur an diesem grossen Helden bemerkt, sondern auch fast bey allen andern Engländern wahrgenommen.

Die Engländer begreifen eine Sache nicht so schnell, als die Franzosen; aber ihr Urtheil ist gründlicher. Sie reden wenig, aber was sie reden, das ist vorher von ihnen wohl überlegt worden. In der Beredsamkeit haben sie es am höchsten gebracht, und sie sind die einzigen zu unsern Zeiten unter allen Völkern in Europa, welche den alten Griechen und Römern in der Beredsamkeit nachahmen und erreichen. Die Reden, welche in andern Ländern gehalten werden, sind zwar geschmückt und wohl ausgearbeitet, aber doch ohne Kraft und Nachdruck. Denn, weil die Redner nicht die Freyheit haben, zu reden, was sie wollen, so können sie ihre Reden blos durch die Zierlichkeit angenehm machen. Aber die englischen Reden, welche in den Parlamentshäusern gehalten werden, sind vollkommen nach den Mustern der alten Reden eingerichtet. Es

werd

*) Der Herzog von Marlborough.

werden die wichtigsten Dinge darinn vortragen, und sie zielen eben, wie die alten griechischen und römischen Reden, auf die Republik und auf den Staat. Die Redner füllen dieselben nicht mit unnützen Worten, noch mit vielen scharfsinnigen und weitgesuchten Stellen und Aussprüchen an; und sie dürfen auch dazu um so vielweniger ihre Zuflucht nehmen, je reicher die Materie ist, von welcher sie reden. Daher trifft man auch in England solche Redner an, die diesen Namen mit Recht verdienen. Eben dieselbe Freyheit, welche sie im Reden und Schreiben haben, verursachet auch, daß sie in solchen Schrifften, welche die Moral und Religion angehen, andre Völker übertreffen. In der Historie aber hält man die Franzosen für stärker. Denn, obgleich die Engländer aus Furcht die Wahrheit nicht verhehlen dürfen, so beobachten sie doch öfters die Ordnung nicht, und ihre Historien kann man eher Chronicken nennen, die blos dasjenige erzählen, was vorgefallen ist, als daß man sie mit dem Namen, wohlabgefaßter und zusammenhangender Geschichte, belegen sollte. Und weil in England fast beständig allerhand Partheyen sind, so wird die Wahrheit öfters dadurch unterdrückt.

Den Ursprung der englischen Sprache erzehlet man folgendermassen: Der Teufel habe alle alte und neue Sprachen in einen Topf geworfen, und wie der Topf zu kochen angefangen, so habe er aus dem Schaum die englische Sprache zusammen-

sammengesetzt. Man sieht leicht, daß diese Saabel von den Verächtern dieser Sprache erdichtet worden, welche die englische Sprache für keine eigentliche und besondre Sprache, sondern für eine Vermischung aller andrer Sprachen halten. Da aber dieser Schaum eine Sammlung von allen andern Sprachen ist, so fehlt es den Engländern auch nicht an Wörtern, sondern sie können alles nett, hinlänglich und vollständig ausdrücken. Diesen Reichthum der Sprache, welcher mit dem erhabnen Geiste der Engländer verbunden ist, haben wir den allervortreflichsten Heldengedichten zu danken. Denn nach dem Homer und Virgil hat es noch niemand so hoch gebracht, als Milton und Pope. In Schauspielen aber kommen sie den Franzosen nicht gleich, weil sie hierinn einen besondern Geschmack haben, der andern Nationen unangenehm ist. Wie der dänische Schauplatz noch hier im Flor war, so machte ich einen Versuch, und übersezte einige englische Comödien in die dänische Sprache; aber es fand niemand einen Gefallen daran. Es mangelt ihnen zwar nicht an Scherz und lustigen Einfällen, aber es fehlt die rechte Munterkeit, welche die Seele eines Schauspiels ist.

Da die Engländer sehr tief und gründlich eine Sache zu überlegen gewohnt sind, und lieber ihren Verstand verlieren, als daß sie den Satz, worauf sie einmal gekommen sind, sollten fahren lassen, so kann man England eine rechte Schule der Weltweisheit nennen. Ihre Philosophen
 D D sind

sind nicht nur wegen ihrer Lehre, sondern auch wegen ihres Lebens ansehnlich und verehrungswürdig; denn sie suchen die Menschen eben so wol durch ihre Sätze als durch ihren Wandel zu bessern und zu unterrichten. Sie sind also von den alten Philosophen, welche sie in Lehre und Leben zu Mustern nehmen, allein dadurch unterschieden, daß sie sich ihnen in der Kleidung, im Hochmuth und in lächerlichen Geberden nicht gleichstellen. Man kann also von den Engländern sagen, daß man daselbst Weltweise, aber ohne Mantel und Bart, antrifft. Es ist einem jeden bekannt, wie viel die Engländer in der Mathematik und in der Moral geleistet haben; und die grossen Beyspiele eines recht philosophischen Lebens werden auch noch von den Nachkommen bewundert werden. Man muß demnach England mit dem grössten Rechte den Ruhm beylegen, daß es wahre Helden und Philosophen hervorgebracht.

Ihr Geschmack in gelehrten Sachen hat sich mit den Zeiten öfters geändert; und Blackmore berichtet uns folgendes davon: In alten Zeiten lasen meine Landsleute mit grosser Begierde die abgeschmacktesten Fabeln von Riesen, Mißgeburten und irrenden Rittern. Hiernächst funden sie an zweydeutigen Worten, und ferner an solchen Redensarten einen Gefallen, die auf Schrauben gesetzt waren. Hierauf liebten sie eine fließende Schreibart und wohlausgesonnene Gleichnisse, und endlich haben sie eine gründliche

Gelehr-

Gelehrsamkeit ohne Schminke angenommen. Und gewiß, die hochtrabenden Redensarten, woran die englischen Geistlichen vorher einen so großen Gefallen funden, sind ihnen nunmehr aufs höchste verhaßt, und sie lassen sich nur blos angelegen seyn, die rechte und wahre Meynung des Textes zu erforschen. Daß die Gelehrten in England es in den Wissenschaften so weit bringen können, solches ist den grossen Belohnungen und Ehrenbezeugungen zuzuschreiben, womit dorten ihr Fleiß aufgemuntert, und ihre Mühe belohnt wird. Staatsräthe, Minister, Generals, ja die Könige selbst halten es nicht für unanständig, Bücher herauszugeben, und die Zahl der Scribenten zu vermehren. Vor kurzer Zeit ward der berühmte Newton mit königlicher Pracht zur Erden bestattet, da die Vornehmsten des Reichs selbst ihn zu Grabe trugen. Und wie ehemals Burnet seine Reformationshistorie zu Stande gebracht hatte, so erhielt er von dem ganzen Parlament deßfalls eine feyerliche Dankagung. Da man also die Wissenschaften hier so hoch schätzt, so darf man sich nicht wundern, daß die Engländer sich den Vorzug in den Künsten und Studien zueignen, welche recht ihren Wohnplatz auf dieser Insel aufgeschlagen haben. Außerdem läßt sich auch keine Nation weniger durch Bourtheile einnehmen, als die englische. Der Verstand der Engländer ist einer glatten und reinen Tafel ähnlich, und nimmt mit leichter Mühe an, was mit der gesunden Vernunft übereinkommt, da im Gegen-

theil die Gewohnheit und das Herkommen so stark bey andern Völkern herrschen, daß dieselben bey ihnen bereits zur andern Natur geworden. Wenn man einen Spanier von der Wahrheit eines Sazes überzeugen will, so muß man ihm erstlich die alten Vorurtheile benehmen. Man muß also eine doppelte Arbeit anwenden, und die alten Irrthümer ausrotten, ehe man neue Wahrheiten an deren Stelle setzen kann. Sobald aber die Engländer etwas hören, was ihnen ungewohnt vorkommt, so ergreifen sie dasselbe alsobald. Sie untersuchen es, und wenn sie es für gut befunden haben, so nehmen sie es an, und lehren es öffentlich. Daher rührt der grosse Unterscheid der Meynungen, den man bey ihnen in geistlichen, moralischen und politischen Sachen wahrnimmt. Die Engländer glauben nichts, als was sie begreifen können, und was sie begriffen haben, das bekennen sie frey. Und da die Freyheit zu denken durch kein Gesetz eingeschränkt ist, so trifft man hier so viele Atheisten, als anderer Orten Heuchler, an. Vielleicht ist die Anzahl der Atheisten in Italien grösser; aber sie scheint doch kleiner zu seyn, weil die meisten unter der Decke der Gottesfurcht verborgen liegen. In England ist es sehr leicht, die Frommen von den Gottlosen zu unterscheiden. Wer in England gottseüig zu seyn scheint, der ist es auch in der That, welches in den meisten andern Ländern sehr schwer zu behaupten ist, wo man aus Furcht der Strafe seine wahre Meynung verhehlet. Hier kann man die rechtschaffenen Bürger von den
übeln

übelgesinnten Unterthanen mit leichter Mühe unterscheiden: Ein Bürger, welcher redlich zu seyn scheint, der ist es auch wirklich, und auf denselben kann sich die Obrigkeit sicher verlassen. Dies sind die Früchte der englischen Freyheit, welche zwar einige Beschwerlichkeiten, aber doch noch einen viel grössern Nutzen mit sich bringt.

Gegen die Irrenden bezeugen sie eine grosse Sanftmuth; nur ^{für} ~~für~~ ^{den} ~~den~~ diejenigen haben sie einen Abscheu, welche in geringen Dingen fehlen. Denn, ob sie gleich Juden, Türken und Heiden dulden, so verfolgen sie doch diejenigen aufs heftigste, welche einer andern Meynung in gewissen Gebräuchen oder andern gleichgültigen Dingen beygethan sind. Wenn man deswegen im Friede leben und unter die rechtschaffnen Bürger gerechnet seyn will, so muß man entweder vollkommen orthodoxy, oder ein vollkommener Ketzey seyn. Ein mittelmäßiger oder geringer Irrthum kann einem sehr leicht Haß und Verfolgung zu ziehen. Hingegen kann man eines ungestörten Friedens genießten, wenn man entweder nichts, oder alles glaubt. Jedoch, dieses Laster ist der englischen Nation nicht allein eigen, ob man es gleich am meisten bey derselben wahrnimmt. Man sieht, daß dasselbe auch bey andern Völkern herrschet. Ein Türke haßt einen Persianer weit heftiger, als einen Christen, oder als einen Juden. Ein Catholick verfolgt einen Jansenisten weit eifriger, als einen Anhänger des Calvins. Ja man bemerkt, daß unter verschiedenen Orden

der Mönche ein geistlicher Haß aufs heftigste regieret.

Die Geistlichen leben hier weit freyer, als an andern Orten; denn sie halten es nicht für unanständig, sich täglich auf dem Schauplatz, und in den Caffehäusern einzufinden. So frey aber auch ihre Lebensart ist, so ernsthaft, erbaulich und anständig ist ihr Bezeigen bey ihren Predigten. Sie stehen auf dem Predigtstuhl ganz unbeweglich und mit niedergesenkten Angesicht, und erklären den Text überaus gründlich und erwecklich. Sie sind in diesem Stücke ganz von den Predigern jenseits des Meers unterschieden, welche heftige Bewegungen auf der Canzel machen, sich hin- und herwenden, die Glieder verdrehen, und durch ihre theatralische Geberden die Zuhörer weit eher zum Lachen, als zum Seufzen bewegen. Man tadelt es zwar an den Engländern, daß sie ihre Predigten vom Papier herlesen; aber damit ist dieser Nutzen verbunden, daß ihre Predigten zusammenhängen, und man nicht einerley sechszehnmahl höret. Es wurden meine Ohren nicht wenig durch die erste Predigt beleidiget, welche ich nach meiner Zurückkunft aus England hörte. Ich war eines gründlichen und wohlzusammenhängenden Vortrags gewohnt. Hier aber hörte ich unzählige Wiederholungen, und bemerkte, daß der Prediger alles in einer Viertelstunde hatte sagen können, womit er eine ganze Stunde zubrachte.

Zwischen den Engländern und Franzosen kann man folgende Vergleichung anstellen: Die Franzosen

zosen reden, und die Engländer denken am meisten. Jene haben mehr Wiß, diese eine reifere Beurtheilungskraft. Die Franzosen kleiden sich prächtiger, die Engländer aber saubrer. Jene essen nichts als Brod, diese nichts als Fleisch. Beyde sind hitzig; aber das Feuer der ersten rührt von dem Blute, und die Hitze der andern von der Galle her. Deswegen ist der Zorn der Franzosen stärker, aber der Haß der Engländer von einer längern Dauer. Jene verzehren ihr Vermögen durch die kostbaren Kleidungen, diese aber durch Verschwendung im Essen und Trinken. Die Franzosen lassen sich durch die Mode, die Engländer durch ihre Phantasie regieren. Jene lassen sich ohne Ueberlegung mit dem Strome hinreißen, diese aber schiffen immer gegen den Strom. Die Franzosen stiften am geschwindesten, die Engländer aber am langsamsten Freundschaft. Jene brechen dieselbe am ersten, diese aber am spätesten. Denn das Freundschaftsband, welches die Engländer nach und nach auflösen, reißen die Franzosen auf einmal ab. Ferner ehren die Franzosen ihre Oberherren, die Engländer aber sich selbst am meisten. Jene sind die besten Bürger, diese die besten Menschen. Jene haben eine grössere Uebung, diese aber sind ihnen an Gemüthsgaben überlegen. Beyde üben öfters heroische Tugenden aus. Jene aus der Ursache, sich ein Ansehen zu erwerben, diese aber aus Liebe zur Tugend. Jene suchen die Belohnungen in dem Beyfall

des Volks, diese aber in der That selbst. Eben so ist es mit den Lastern beyder Nationen beschaffen. Sie begehen beyde Fehler. Jene aus Hoffnung eines Gewinnstes, oder aus Begierde, sich zu rächen, oder aus andern Ursachen. Diese aber sündigen blos darum, daß sie sündigen mögen. Die Franzosen haben dieses mit andern Nationen gemein, daß sie sündigen, in der Hoffnung, daß es ungestraft vorbegehen werde. Aber die Engländer sündigen öfters, weil sie wissen, daß es nicht ungestraft bleiben wird. Die Schärfe des Gesetzes, welche jene von Ausschweifungen abhält, treibt diese vielmehr dazu an. Und wenn ein Franzose sagt, ich wollte dieses oder jenes gerne thun, wenn es nicht im Gesetz verboten wäre; so sagt ein Engländer: Ich würde nicht sündigen, wenn es nicht im Gesetze verboten wäre. Die Franzosen entziehen ihrem Leibe nichts, und die Engländer noch vielweniger. Jene ~~essen~~ essen, damit sie leben mögen, diese aber leben, damit sie essen mögen. Die Franzosen finden an künstlich zubereiteten Speisen einen Gefallen, die Engländer essen viel lieber solche Gerichte, die ohne Kunst zubereitet, aber ~~dabei~~ ~~wie~~ gleich kräftig sind. Jene folgen in Zurichtung der Speisen allein ihren Einfällen, diese allein ihrem Magen. Die Franzosen trinken, um den Durst zu löschen, oder ihren Geist aufzumuntern. Die Engländer trinken öfters, blos in der Absicht, zu trinken. Die Franzosen glauben alles, ehe sie es untersucht haben, die Eng

Engländer untersuchen alles, ehe sie etwas annehmen. Das französische Frauenzimmer lebt frey, obgleich ihre Männer gar nicht eifersüchtig sind, das englische Frauenzimmer lebt noch viel freyer, obgleich die Männer aus Eifersucht rasen. Die Einbildungskraft ist bey beyden Nationen fruchtbar, doch dieselbe ist bey den Franzosen mehr in Ordnung gebracht, als bey den Engländern, welche öfters aus den Schranken weichen. Daher herrscht in den Schrifften der Franzosen mehr Armuth und Schertz, die Engländer schweifen in ihren Schrifften öfters aus. Die Franzosen leben größtentheils kümmerlich und im Elende, und dennoch haben sie das Leben lieb, die Engländer haben alles im Ueberflusse, und hassen dennoch das Leben. Denn man darf sie nicht nach dem Gerichtsplatz schleppen, sondern sie lauffen aus freyen Stücken dahin, und gehen dem Tode mit lachen, singen und scherzen entgegen. Ja, wenn der Scharfrichter fehlt, so hängen sie sich öfters selbst auf. Es ist also sehr leicht zu begreifen, warum zwischen diesen beyden Völkern ein beständiger Haß herrscht, weil ihre Gemüther und Sitten so sehr voneinander unterschieden sind. Man siehet gleichfalls hieraus, daß die englische Nation sehr viel besonderes an sich hat. Man bemerkt an derselben sehr viele Umstände, welche man bey andern Völkern nicht antrifft, und über welche man sich billig wundern muß. Sollte jemand mir den Einwurf machen, daß ich die Tugenden und

Laster dieses Volkes gar zu groß gemacht, der wird bedenken, daß man bey einem solchen Volke, welches niemals die Mittelstrasse gehet, auch den Mittelweg nicht treffen kann.

Nun will ich mich wieder auf das feste Land zurück begeben, und eine Abbildung von einigen Völkern mittheilen, die der Natur gemässer leben. Ausser den Franzosen und Engländern habe ich auch mit den Holländern, Deutschen und Italiänern Umgang gehabt. Den Holländern ist die Natur nicht günstig gewesen. Sie wohnen an sumpfichten Orten, und in einem kleinen Lande hält sich eine unzählbare Menge von Menschen auf. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß die Natur ihnen das Land verliehen, welches sie bewohnen, sondern sie haben es sich selbst zubereitet. Daher sagt auch jener Dichter scherzhaft:

Tellurem fecere Dii, sua littora Belgae.

Und überdem bringt dieses kleine Stück Landes, welches nicht hinlänglich ist, den hundersten Theil der Einwohner zu ernähren, nichts als Stroh und Gras hervor. Auch in Austheilung der Gemüthsgaben hat sich die Natur nicht gar zu freygebig gegen sie erwiesen. Denn sie können weder im Wize noch in der Beurtheilungskraft mit den Franzosen und Engländern verglichen werden. Jedoch, bey dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit und Armuth, verdient doch Holland die allerreichste und allerweisseste Republik genannt zu werden. Denn, was ihnen die Natur ver-
706
sagt

sagt hat, das kann ihr Fleiß überflüssig ersehen. Ein jedes Land pflegt seine Vorzüge zu rühmen. Holland hat nichts aufzuweisen, und besitzt doch alles. Andre Völker erheben sich wegen ihrer Tugenden und grossen Gemüthsgaben. Die Holländer sind ihnen freylich in diesem Stücke nicht zu vergleichen. Indessen richten sie doch mehr aus, und bringen viel grössere und nützlichere Werke zu Stande, als andre mit ihrer grossen Scharfsinnigkeit zu bewerkstelligen vermögend sind. Andre vollführen solche Werke, die einen grössern Schein haben, und mehr ins Auge fallen. Die Holländer aber richten solche Dinge aus, die wirklich gross sind. Jene bringen bewundernswürdige Dinge zu Stande, welche aber oft von keinem Nutzen sind. Die Holländer aber bewirken solche Anstalten, die jederzeit nützlich sind, aber ohne grosses Geschrey, und ohne viele Bewunderung. Jene lauffen schnell, diese aber kriechen nur, und erreichen das Ziel dennoch eher, als die andern. Jene haben einen Ueberflus an ausserordentlichen Gemüthsgaben, und irren öfters, diese sind nicht so reichlich damit versehen, und fehlen nicht so ofte. Man sagt, daß die Holländer nichts neues erfinden können, sie sind aber in der Nachahmung solcher Dinge überaus glücklich, die von andern bereits erfunden worden; und wenn sie bisweilen das Original nicht recht treffen, so geräth ihnen öfters die Copie besser, als das Original selbst. Denn sie sind nicht

nicht nur überaus geschickt, allerhand Künste und Wissenschaften anzunehmen, sondern sie verbessern solche auch, und suchen sie vollkommener zu machen; daß man also mit Recht von ihnen sagen kann:

Omnia conando docilis solertia vincit.

Sie haben die Moräste, worinn sie wohnen, und die sumpfigten Derter in ein rechtes Paradies verwandelt, welches mit den schönsten Städten und Gebäuden pranget. Und hiedurch haben sie zur Gnüge bewiesen, was ein unverdrossener Fleiß auszurichten vermögend ist. Wohin man nur die Augen wendet, da erblickt man Dinge, welche man nicht sehen kann, ohne sie zugleich zu bewundern. Wie deßfalls vor einigen Jahren ihre Dämme von den Würmern zerfressen wurden, so war ich sehr bekümmert, daß dieses Land, welches als eine Zierde und Schmuck der ganzen Welt anzusehen ist, Schaden leiden und endlich ganz abnehmen möchte. Durch Fleiß und Mühe ist diese Republik entstanden, und auch bisher dadurch im Flor und Wachsthum erhalten worden. Sollten die Holländer einmal anfangen, faul und nachlässig zu werden, so kann ihre Republik nicht lange bestehen. Einige legen den Holländern viel Wis bey, und schliessen solches aus den vielen Satyren, und scharfsinnigsten Sinngedichten, welche jährlich bey ihnen in grosser Anzahl zum Vorschein kommen. Aber in ihren Reden und Schrifften herrscht mehr die Freyheit, als der Wis, welches man

man leicht einsehen kann, wenn man die stachlichten Verse der Franzosen und Engländer mit den holländischen Stachelgedichten vergleicht. Und man kann hier sagen:

Quos natura negat, facit ecce! licentia versus.

Diese freye Schreibart, deren sich die Holländer bedienen, wird öfters mit der Scharfsinnigkeit verwechselt, und die Holländer verdienen den Character nicht, den man ihnen beylegt. Die holländische Sprache aber macht dennoch ihren Scherz angenehm; denn dieselbe ist natürlich, ungeschminkt und artig, und weit geschickter zu scherzhaften Ausdrücken und Lustspielen, als zu ernsthaften Dingen und Trauerspielen. Ich machte vor einigen Jahren einen Versuch, was meine Comödien für einen Beyfall finden würden, wenn sie in die holländische Sprache übersetzt wären. Ich ließ deswegen den politischen Kanngiesser in die deutsche und holländische Sprache übersetzen. Die deutsche Uebersetzung schien mir matt und ohne Nachdruck zu seyn; die holländische Uebersetzung aber übertraf das Original selbst. Aber in ernsthaften und erhabenen Dingen klingt diese Sprache gar nicht, und kann die Zuhörer eher zum Lachen bringen, als die Affecten bey ihnen rege machen; welches man mit sehr vielen Beyspielen aus den holländischen Trauerspielen beweisen kann.

Die Sprachlehrer dieses Landes haben sich sehr viele Mühe gegeben, die holländische Sprache auszubessern und zu schmücken; aber sie geben

ben sich ohne Zweifel gar zu viele Mühe in diesem Stücke: Denn, indem sie die Sprache zu reinigen suchen, so machen sie dieselbe zugleich unverständlich. Alles, was aus fremden Sprachen entlehnet ist, das sondern sie aus; und wenn es ihnen an holländischen Wörtern fehlet, die sie an deren Stelle setzen können, so erfinden sie täglich neue. Die philosophischen und grammaticalschen Wörter sind nebst den Kunstwörtern allen und jeden bekannt, weil sie von allen Nationen angenommen worden. Aber diese werden auf das sorgfältigste ausgesucht und vermieden, damit die Reinigkeit der holländischen Sprache dadurch nicht möge besleckt werden. Jedoch, dadurch füllen sie, anstatt der alten und bekannten Wörter, die Sprache mit unbekanntem Ausdrücken und Redensarten an: Wenn sie z. E. Praesens, Praeteritum, Futurum, Nominativus, Genitivus, Subiectum, Obiectum auf holländisch geben wollen, so müssen sie erstlich neue Wörter erfinden, wodurch diese Sprache, auch den Holländern selbst, unverständlich wird. Man siehet hieraus, daß die Sprachlehrer dieses Landes sich allein damit beschäftigen, daß sie nichts thun, oder vielmehr, daß sie neue Mißgeburten hervorbringen mögen. Man muß sich billig wundern, daß man in der grammaticalschen Republik keine fremden Wörter dulden will, da man doch in dem geistlichen und weltlichen Staat so mitleidig und gütig ist, daß man kein Bedenken trägt, allen Secten, ja fast allen Thieren das Bürgerrecht zu ertheilen.

ertheilen, und den Aufenthalt zu verstaten. Ja, es ist seltsam, daß Holland, welches ein gemeinschaftliches Vaterland aller Nationen ist, einige Wörter und Redensarten aus seinen Grenzen verbannet, welche doch von allen Völkern angenommen worden.

Von den Holländern kann man mit Recht sagen:

Parcum genus est, patiensque laborum

Quaesitique tenax, et quod quaesita reseruat.

Da die Republik zuerst ihren Anfang nahm, so wurden sie gezwungen, arbeitsam zu seyn; und dieses ist bey ihnen nunmehr schon zur Natur geworden. Denn die Holländer sind unter allen andern Völkern am fleißigsten, und entziehen sich keiner Arbeit. Einige tadeln die Sparsamkeit der Holländer, einige aber loben dieselbe. Die ersten sagen, die Holländer wären dem Tantulus ähnlich, und litten bey einem so grossen Ueberfluß dennoch Hunger und Durst. Die andern aber führen zu Behauptung ihres Satzes an, daß die Republik durch Fleiß und Sparsamkeit angenommen, und durch dieses einzige Mittel auch nur könne erhalten werden. Denn, da andre Völker sich mit dem bereichern, was ihr Land hervorbringt, so können sich die Holländer allein von der Frucht ihrer Arbeit bereichern. Indessen findet man doch einige unter ihnen, welche gar keine Masse halten, sondern sich gar zu viel um das Zukünftige bekümmern, und daher ihrem eignen Leibe die nöthige Pflege entziehen.

Was

Was von dem Fleiße und der Unverdrossenheit der Holländer beygebracht worden, solches kann man auch von ihrer so sehr gerühmten Keinlichkeit sagen. Die Beschaffenheit des Landes und der Luft erfordert, daß sie sich der Keinlichkeit befleißigen müssen; aber hierinn halten sie keine Maasse. Da sie nicht auf die Erde speyen wollen, so besetzen sie ihre Tische mit Speytöpfen, welches bey den Fremden einen grossen Ekel verursacht. In dem Gebrauch des Rauchtobacks, wozu die Holländer gezwungen sind, gehen sie auch zu weit. Weil sie in Morästen wohnen, und die Luft bey ihnen immer sehr dick und neblicht ist, so glauben sie, daß der Rauchtoback ihnen sehr dienlich sey. Aber sie überschreiten in diesem Stück alle Grenzen. Wenn man in ein Haus kommt, so kann man wegen des starken Tobacksdampfs nicht einen Schritt weit sehen. Wenn es deswegen auch in Holland, wie in America, gebräuchlich wäre, Menschenfleisch feilzubieten, so könnte man das Fleisch der Holländer als geräuchertes Fleisch verkaufen.

Die Holländer lassen sich so wenig von ihren Affecten regieren, daß die holländische Kältsinnigkeit bereits zu einem Sprüchwort geworden. Einige tadeln diese Gleichgültigkeit an ihnen, weil die menschlichen Leidenschaften, als Zorn und Liebe, gleichsam die Tugend anspornen und unterhalten. Aber daher rührt es auch, daß weder Tugenden noch Laster bey dieser Nation zur Reiffe kommen. Die Holländer üben keine heroische Tugenden

Zugenden aus; aber dagegen wissen sie auch nichts von Eifersucht, Rachbegierde und andern bösen Neigungen, womit andre Völker geplagt werden. Das Frauenzimmer ist daselbst sehr keusch, und man bemerkt an ihnen noch viel Spuren von der alten Schamhaftigkeit und Einfalt. Niemals sieht man daselbst, daß die Jugend die Liebe zu hoch treiben, und entweder den Verstand darüber verlihren, oder sich das Leben nehmen sollte. Und aus eben derselben Ursache werden die Streitigkeiten mehr durch das Gesetz, als durch einen Zweykampf, entschieden. Denn die Holländer halten es für ungereimt, ein erlittenes Unrecht mit Gefahr des Lebens zu rächen.

Jedoch, in der Verwaltung der Republik und auf ihren Rathhäusern zeigt sich die vortrefflichste Wirkung von dieser Kalksinnigkeit. Es wird alles mit Bedacht und sehr reiflich überlegt. Wenn aber erstlich ein Schluß gefaßt worden, so wird derselbe ohne den geringsten Verzug in Erfüllung gebracht. Und man weis nicht, ob man die Langsamkeit, womit sie eine Sache überlegen, oder die Hurtigkeit mehr bewundern soll, mit welcher sie alles zu Stande bringen. Die Ordnung, welche sie auch in den geringsten Dingen beobachten, setzt die Fremden in Verwunderung, ja fast in Erstaunen, und zwingt sie, daß sie die Verfassung dieser so wohleingerichteten Republik mit den billigsten Lobsprüchen erheben müssen.

Indessen bemerkt man doch auch hin und wieder einige Fehler, aber dieselben sind zugleich mit der Republik entstanden, und haben nachher nicht wie-

Ge

der

der abgeschafft werden können. Denn es ist bekant, wie schleunig und bey welchen unruhigen Zeiten dieser Staat der vereinigten Provinzen gestiftet worden. Hier muß man auch zugleich bemerken, wie sehr der gemeine Mann in Holland irret, wenn er glaubt, daß die ganze Macht der Republik in seinen Händen sey, da doch derselbe von aller Verwaltung der Regierung völlig ausgeschlossen ist, und das Regimentsruder sich allein in den Händen einiger wenigen Geschlechter befindet.

Man kann die Holländer einigermaßen mit den Fröschen vergleichen, und zu den Thieren zählen, die im Wasser und auf dem Lande leben können, denn sie halten sich eben soviel auf dem Wasser, als auf dem festen Lande auf. Mit den Berrichtungen, die sie auf der See haben, nehmen sie auch zugleich die Sitten der Seeleute an, und sind größtentheils grob und unhöflich. Man findet zwar einige unter ihnen, welche die französischen Zierlichkeiten nachahmen wollen, aber da sie eine fremde Natur annehmen wollen, so büßen sie ihre eigne darüber ein, und dienen nicht nur den Franzosen, sondern auch ihren eignen Landsleuten zum Gelächter; denn sie machen alles entweder verkehrt, oder treiben es auch zu hoch. Insonderheit hat man diese angenommene gezwungne Lebensart bey den Ambassadeurs und Abgesandten bemerkt, welche öfters Gelegenheit zu allerhand Spöttereyen gegeben hat. Wie 1653. zweene Gesandten von Witt und von Bawern zu Lübeck ankamen, um einem daselbst angestellten Congreß beyzumohnen, so ließen sie, nach der bey andern Nationen eingeführten Gewohn-

wohnheit, den übrigen Gesandten ihre Ankunfft melden. Zugleich aber entschuldigten sie sich, daß sie nicht gleich den Besuch von ihnen würden annehmen können, weil sie einige Tage brauchten, ihre Zimmer aufzuputzen, und alles in Ordnung zu setzen, ehe sie die fremden Gesandten bey sich in ihrem Hause sehen könnten. Und wie ehedem Carl der II. den Herren Staaten vorrückte, daß sie ihm vieles nicht einräumen wollten, was sie doch dem Cromwel verstattet hätten? So antworteten sie: Es wären nun andre Zeiten; damals hätte ein grosser Mann am Ruder gefessen, welcher allen schrecklich gewesen wäre.

Aus dieser kurzen Abbildung, welche ich von dieser Nation gegeben habe, kann man zur Gnüge abnehmen, daß die Holländer ihrem Fleisse mehr, als ihren Naturgaben zu danken haben, und daß sie durch ihre unermüdete Arbeit dasjenige ersetzen, was ihnen die Natur versagt hat. Wenn man auf die Gemüthskräfte allein siehet, so trifft man bey diesem Volke gar nichts besonderes oder ausnehmendes an. Die Holländer haben zwar viele herrliche und so grosse Dinge zu Stande gebracht, daß man ihnen hierinn sehr wenig andre Nationen an die Seite setzen kann. Aber es ist alles eine Frucht ihres Fleisses und ihrer Unverdrossenheit, wozu sie durch die Noth getrieben worden.

Eben dasselbe Urtheil kann man auch von den Deutschen fällen. Auch diese kann man unter die Völker rechnen, welche auf eine vernünftige Art die Mittelstrasse halten; denn sie gehen in keinem Dinge zu weit, wo es nicht im Essen und Trinken

ist. Sie weichen sehr selten von der ordentlichen Bahn ab, sie gehen langsam zum Ziel, und erreichen dasselbe glücklich. Ihre Tugenden sind selten hervorstechend. Sie sind tapfer, aber sie eilen dem Tode nicht, wie die Engländer, mit offenen Armen und auf eine vermessene Art entgegen. Sie lieben die Wissenschaften, aber sie sind denselben nicht so eifrig ergeben, daß sie darüber ihren Verstand verlieren. Sie sind arbeitsam; aber sie halten in ihrer Arbeit mehr Maasse, als die Holländer. Die Holländer arbeiten, damit sie sich einen grossen Reichthum erwerben mögen. Aber die Deutschen haben bey ihrer Arbeit diesen Endzweck, so viel dadurch zu verdienen, daß sie anständig leben können. Jene ruhen niemals; diese aber setzen ihre Arbeit bisweilen auf einige Zeit aus. Dessfalls sind die Tugenden und Laster, welche man an den Deutschen bemerkt, dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein. Wenn man aber auf die Regierungsform, auf die Gesetze und auf einige Gewohnheiten sieht, so ist Deutschland unter allen Reichen am seltsamsten eingerichtet. Die Regierung wird auf eine solche Art geführet, daß man bey keiner Nation eine solche Verfassung antrifft. Es ist keine Monarchie, und auch keine Aristocratie. Die Gewalt ist weder in den Händen der Vornehmsten, noch der Bürger. Und eben so wenig ist die Macht unter beyden getheilt. Wenn sich demnach jemand nach der Regierungsform in Deutschland erkundigen sollte; so muß man ihm antworten: Deutschland wird auf deutsch regiert. Eben dieses gilt auch von ihren Gesetzen, Rechten und

und Freyheiten. Viele sind mit Vorrechten und Freyheiten begabt, aber sie dürfen sich derselben nicht bedienen. Sie lieben Titel und leere Schatten. Sie machen sich mit Sachen und Gütern groß, welche unsichtbar sind: Sie machen Ansprüche auf andre europäische Reiche und Länder, die ihnen niemand einräumt. Sie nennen sich römisch, und haben doch nichts mit den Römern gemein. Sie reden von der vierten Monarchie, welche noch in Deutschland blühen soll; andre aber glauben, daß man diese Monarchie allein in dem Gehirne der Deutschen suchen müsse: Denn die römischen Gesetze, deren sie sich bedienen, die Titel, die Redensarten, die Namen, welche sie führen, und andre Dinge, die sie mit den Römern gemein haben, können ihnen kein Recht geben, dieses zu behaupten. Aber ich will diesen Streit nicht entscheiden, und eine Benennung angreifen, welche schon seit undenklichen Jahren eingeführt worden. Die Deutschen scheinen wenigstens hieran gar nicht zu zweifeln, weil sie sich einige mit der vierten Monarchie verbundene Gerechtsame zueignen. Weil sie aber gar zu eifrig sind, die Sitten, Gebräuche und Schreibart der Römer nachzuahmen, so treiben sie die Sache gar zu weit: Jene pflegten nur ihre Bürger ins Elend zu jagen, die aber erklären auch Fremde in die Acht. Jene verfahren nur also gegen die Lebendigen, diese aber greifen auch die Verstorbenen an: Denn die Reichsacht erstreckt sich bisweilen auch auf die Todten. Die Römer pflegten insgemein drey Namen zu gebrauchen. Die Deutschen haben die

Gewohnheit auch angenommen, allein sie sind zu weit gegangen, und lassen sich kaum an acht oder zehn Namen begnügen. Die Ordnung ist in der römischen Sprache verkehrt. Die Deutschen sind den Römern auch in diesem Stücke gefolgt, und haben dadurch ihre Sprache noch verkehrter gemacht. Die Römer setzen insgemein das Verbum zuletzt, die Deutschen aber endigen gerne mit zwey oder drey Verbis. Jene trennen das Substantivum und Adjectivum nur durch ein Wort, diese aber schieben sechs bis sieben Wörter ein. So sorgfältig sind die Deutschen gewesen, die Schönheit der römischen Sprache auszudrücken, daß sie auch die Fehler selbst verdoppelt haben. Diese Dinge aber verdienen eher Schwachheiten, als wirkliche Fehler genannt zu werden. Von den Tugenden und Lastern der Deutschen will ich nicht weitläufig handeln. Einige haben bemerkt, daß sie die Ceres und den Bacchus sehr verehren. Sie streben sehr nach Ehrentiteln, und führen grosse Namen, ohne das geringste von der Sache selbst zu besitzen. Es ist fast kein Volk, wo man so viele Namen ohne Eigenthum, und so viele Titel ohne eine wirkliche Herrschaft findet. Sie nennen sich bisweilen nicht schlechtthin Herren, sondern auch ganze Herren, und zwar von einer Sache, die niemals in der Welt gewesen. Uebrigens sind die Deutschen edelmüthig, tapfer und aufrichtig. Um die Wissenschaften haben sie sich sehr verdient gemacht. Einige reden zwar mit Berachtung von den Schriften der Deutschen, weil solche nur Sammlungen, nicht aber wohlgeordnete

richtete Werke zu seyn scheinen; aber diesen Streit will ich nicht entscheiden. Dies müssen doch die strengen Richter selbst gestehen, daß sie vieles aus den Schriften der Deutschen entlehnt haben. Wenn andre Nationen zierlicher schreiben, so schreiben die Deutschen gelehrter und gründlicher. Die Sammlungen der Deutschen zeugen von einer ganz ungemeynen Belesenheit, welche andre öfters in Ordnung bringen, und für ihre eignen Schriften ausgeben. Und auf solch' e Art tadeln sie diejenigen, welche sie berauben und abschreiben; welches undankbar und unbillig ist, wo sie sich nicht mit dem Kriegsrechte entschuldigen; vermöge dessen sich ein jeder alles zuweignen berechtiget ist; was er von dem Feinde erbeuten kann. Wenn jemand behaupten wollte, daß die Deutschen keine gute Köpfe hätten, dem muß die Geschichte der Künste und Wissenschaften ganz unbekannt seyn. Denn daselbst findet man die vortreflichsten und nützlichsten Erfindungen, welche von den Deutschen erfunden, und zuerst ans Licht gebracht worden.

Die deutsche Sprache ist an sich rauh und schwer, und wird durch die Nachahmung der lateinischen Sprache noch viel schwerer gemacht, weil die Wörter aus ihrer natürlichen Ordnung gesetzt werden: Denn da man die durch die Natur verbundenen Wörter trennet, und das letzte zuerst setzt, so kann man eher nichts davon verstehen, bis man den Satz zu Ende gelesen. Und da ihre Perioden insgemein lang sind, so vergißt man das erste, wenn man das letzte liest. Zuletzt schliessen die Deutschen sehr gern mit zwey oder drey Verbis, welche sich auf das vorhergehende beziehen. Und daher ist man gezwungen, dasjenige, was man schon gelesen hat, wenn man es recht verstehen will, noch einmal wieder durchzulesen. Diese Quaal der Leser nennen die Deutschen die Majestät ihrer Sprache. Jedoch, ein jeder hat seinen besondern Geschmack; dieser findet an süßen, und jener an bittern Spelsen einen Gefallen. Und der Wein, welchen dieser mit Vergnügen trinkt, erweckt jenem einen Ekel. Und da man wegen des Geschmacks nicht viel



zanken muß, so würde es unbillig seyn, wenn man mit den Polen streiten wollte, weil sie so gerne stinkende und verfaulte Heringe essen; oder, wenn man den Engländern vorwerfen wollte, daß sie das Fleisch halb roh essen, oder, wenn man endlich die Italiäner tadeln wollte, weil sie an rauschenden und harten Thönen einen Gefallen finden. Ein jeder hat seine besondere Einsichten; und was dieser für schön und angenehm hält, das wird von dem andern verworfen. Man erzehlt von einem Bauren, der alle Bäume um seinen Hof weggehauen, weil ihm die Nachtigal mit ihrem Gesang beschwerlich war. Und die Geschichte berichten uns, daß ein gewisser scythischer König viel lieber das Wiehern der Pferde, als die schönste Musik gehört habe. Ich tadele den Geschmack der Deutschen in gelehrten Sachen nicht. Ich sage dieses einzige nur, daß derselbe den meisten andern Völkern mißfällt.

Weil die Italiener verschiedene Nationen ausmachen, so können sie nicht füglich überhaupt betrachtet und abgebildet werden. Denn sie sind, in Absicht auf ihre Sitten und Gemüther, sehr unterschieden. Hierinn aber kommen sie alle überein, daß sie durchgehends, wenn man einige wenige ausnimmt, aus der Art geschlagen sind, und die Tugend ihrer Väter nicht mehr an sich haben. Die Alten waren tapfer und unerschrocken; die Söhne sind furchtsam und gar nicht streitbar. Jene führten Krieg mit Spies und Degen, diese aber fechten mit List und Gift. Jene regierten über alle Nationen, diese sind Knechte von allen Völkern. Jene stritten allein mit Bewafneten, diese zittern, sobald sie einen Bewafneten sehen, und herrschen allein über ihre Weiber. So viele tapfere Helben das alte Italien gezeuget, so viele Weichlinge bringt das neue Italien hervor. Sie kommen in keinem Stücke, als allein in dem Uberglauben, miteinander überein. Wenn man die Wunder des Titus Livius mit den Legenden und Fabeln der Italiener vergleicht, so kann man billig zweifeln, welche von beyden die ungereimtesten sind. So oft es in alten Zeiten Steine geregnet,

net, so oft redet man jetzt von blutigen Hostien; und so oft ehedem die Dachsen in Hetrurien redeten, eben so oft thun nun die italienischen Dachsen, nemlich die Mönche, Wunder. Dennoch kann man den heutigen Italienern den Geist und die Scharfsinnigkeit keinesweges absprechen. Die Mahler, Bildhauer und Künstler haben ihren rechten Wohnplatz in Italien aufgeschlagen. Aber in theologischen, philosophischen, moralischen und historischen Sachen tritt hier nichts wichtiges ans Licht; und es ist auch nicht möglich, daß man in solchem Lande etwas grosses erwarten kann, wo die Inquisition den Verfassern alle Freyheit zu schreiben einschränket. Wie die Barbaren der vorigen Zeiten ausgerottet ward, so fieng auch Italien an, das Haupt empor zu heben, und es begaben sich alle und jede dahin, um in Künsten, Wissenschaften u. Kriegssachen unterrichtet zu werden. Aber es war nur ein Luftzeichē, welches bald wieder verschwand. Und daher kann man sagen, daß die Fehler, welche man jetzt bey dieser Nation bemerkt, mehr von den Umständen der Zeit, als von dem Naturell des Volks herrühren. Wenn die alten Zeiten wieder hergestellt würden, so würden auch die alten edlen Eigenschaften, welche nun entkräftet sind, wieder erwachen und hergestellt werden.

Mit den Spaniern habe ich niemals Umgang gehabt, und daher unterstehe ich mich auch nicht, von ihnen eine Abbildung zu machen. Es haben auch bereits andere von den Eigenschaften der Spanier weitläufig gehandelt, und deßfalls will ich das, was von andern schon gesagt worden, hier nicht wiederholen. Die Sitten der Spanier, die ich auf meiner Reise angetroffen, haben mir nicht mißfallen. Sie schienen sehr ehrlich zu seyn, und redeten sehr wenig; und da ich selbst sehr wenig esse und trinke, so konnte mir eine Nation nicht unangenehm seyn, die allein von der Luft lebet. Da ich aber kein Liebhaber von langem Zaudern bin, so urtheilte ich schon damals, daß mir der beständige Umgang mit den Spaniern sehr verdrießlich seyn würde, und zwar wegen der Langsamkeit, die diesem Volke eigen ist. Ich tadele die-

jenigen nicht, welche behutsam verfahren; denn ihre Arbeiten u. Schriften werden desto vollkommner, je mehr Zeit sie anwenden. Aber einige gehen in diesem Stücke zu weit, und verderben alles durch ihre ewigen Berathschlagungen. Wie der Baugelas dreyßig Jahr auf die Uebersetzung des Curtius angewandte, so ward er mit Recht bekrönet von einem seiner Freunde getadelt, welcher glaubte, daß sich die französische Sprache ganz verändern dürfte, ehe jener mit seiner Uebersetzung zu Stande käme. Und hieher gehört das Sinngedicht des Martialis:

Eutrapelus Tonfor, dum circuit ora Luperci

Expinguitque genas, altera barba subit.

Von eben derselben Art ist auch die span. Saumseligkeit, welche auch bereits bey andern zum Gespötte geworden.

Ich darf es nicht wagen, von den nordischen Völkern zu reden, ob mir gleich ihr Naturell sehr wohl bekannt ist. Denn dieselben sind gar zu argwöhnisch, und können auch wegen der geringsten Dinge mit einem Scribenten einen Streit anfangen. Und da es bey der Abbildung eines Volks unumgänglich nöthig ist, sowol ihre Laster, als ihre Tugenden zu erzehlen, so will ich dieses andern überlassen, welche mehr Lust zu streiten haben.

Aber ich merke, daß diese Materie weitläufiger geworden, als es die Eigenschaft eines Briefes zuläßt. Ich will deßfalls wieder von mir selbst reden, und von meinen übrigen Bemühungen noch etwas hinzusetzen. Auf die künstliche Vernunftlehre habe ich mich sehr wenig gelegt, weil ich allemal mit der Vernunftlehre zufrieden gewesen, welche mir die Natur verliehen. Ich widerrathe niemanden, dieselbe sich bekannt zu machen, da alle und jede ihren grossen Nutzen erkennen. Ich behaupte allein dieses, daß dasjenige, was von Natur unordentlich ist, durch die künstliche Logik nicht in Ordnung gebracht werden könne. Und man bemerkt, daß einige, denen die künstliche Vernunftlehre ganz und gar unbekannt ist, dennoch überaus gründlich urtheilen. Mich dünkt, man könne hievon eben dasselbe Urtheil fällen, was man von der Gedächtniskunst zu urtheilen pflegt.

Man

Man findet einige, welche öffentlich in dieser Kunst andere unterweisen, und Proben davon ablegen. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß man den Kopf sehr dabey anstrengen muß, und dennoch der Nutzen sehr geringe ist, so geräth die Kunst von selbst in Abnahme.

Auf die Rechtsgelahrtheit habe ich so viele Zeit gewandt, daß ich den Namen eines Juristen einigermaßen führen kann. Die Theorie habe ich sehr wohl gefaßt, aber die Uebung fehlet mir. Deswegen bin ich auch, wenn es auf gewisse Nebenumstände und Formalien ankommt, die man bloß aus der Praxi lernen muß, so unerfahren, daß ich andere um Rath fragen muß. Da in unsern Gerichten die Urtheile meistens gleich abgefäßt werden, so verwalten diejenigen die Stelle eines Richters am besten, welche sich durch die Uebung einen guten Vorrath von Formalien gesammelt haben. Und weil die Urtheile gleich ohne langes Bedenken müssen gesprochen werden, so sind die Jüngern, weil sie die Sache geschwinde einsehen, besser dazu geschickt, als die Alten. Denn jene, ob sie gleich nicht eine so scharfe Beurtheilungskraft haben, können doch etwas vorbringen, da jene mit ihrer ganzen Einsicht nichts entscheiden können, weil sie die Beschaffenheit der Sache nicht so geschwinde begriffen haben. Deswegen sind die jungen Leute die besten Richter, wenn das Urtheil ohne Verzug muß abgefäßt werden. Die Alten urtheilen aber weit gründlicher, wenn man ihnen Zeit gönnet, die Sache zu überlegen.

Ich habe einen grossen Theil meiner jungen Jahre auf die Erlernung der Sprachen angewandt. Aber das Hebräische ist mir so unbekannt, daß ich auch nicht einmal die Buchstaben kenne. Sie wundern sich vielleicht, mein Herr, über diese Nachlässigkeit, da diese Sprache in kurzer Zeit bey uns so sehr beliebt geworden, daß fast ein jeder Student einen Rabbi vorstellen kann. Und da eben einige zu der Zeit mit dem größten Eifer die hebräische Sprache zu lernen anfingen, wie die Meinung von dem tausendjährigen Reiche einige Gemüther an diesem Orte eingenommen hatte, so bildete ich mit



ein, es geschähe zu dem Ende, damit sie dchtige Bürger und Bediente in dem neuen Reiche werden möchten, welches sie im Traume gesehen hatten. Die hebräische Sprache ist nicht zu versäumen, sondern sie muß vielmehr von denen getrieben werden, welche sich der Gottesgelahrheit gewidmet haben. Nur dieses gefällt mir nicht, daß alle und jede sich mit soleyem Eifer darauf legen, weil ich glaube, daß solches nur allein diejenigen thun müßten, welche demaleins ein öffentliches Lehramt zu bekleiden gedenken. Denn die übrigen vergessen doch alles gleich wieder, was sie in einigen Jahren gelernet haben.

Eben dieses Urtheil fälle ich von einigen andern academischen Studien, welche man mit Mühe lernet, damit man dieselben desto geschwinder wieder vergessen möge. Worauf sich, nach meiner Einsicht, unsre Studenten am meisten legen sollten, das wird am meisten von ihnen versäumt, die größte Anzahl derselben sucht mit der Zeit ein solches Amt zu erhalten, wobey die Beredsamkeit erfordert wird. Diese leistet auch gewiß einem Prediger den größten Nutzen. Aber die geistliche Beredsamkeit, deren sie sich in ihrem Amte am meisten bedienen sollen, machen sie sich zu späte, und nicht eher, als zu der Zeit bekannt, wenn sie derselben bedürfen. Daher rührt es, daß sie bey einem erhaltenen Predigtamte annoch in der Sache ganz unersfahren sind, die sie doch allein treiben sollen. Und alsdenn sehen sie erstlich ein, daß sie ihre Zeit und Mühe auf solche Wissenschaften gewandt haben, welche ihnen zu ihrem Endzwecke nicht dienlich sind. Sie haben sich mit allen Arten der Waffen versehen, aber es fehlen ihnen diejenigen, deren sie sich bedienen sollen.

In welcher Absicht und zu welchem Ende ich die Geschichte lese, solches bezeugen meine historische Schriften. Denn dieselben sind keine magere Chronicken, sondern auf eine solche Art eingerichtet, daß sie nebst den Kriegeshändeln auch einen Abriß von den geistlichen und weltlichen Rechten und Verfassungen geben; daß sie

sie

Re das Naturell der Regenten und der Unterthanen ab-
bilden, und endlich Tugenden und Laster lebhaft vorstel-
len. Die meisten Historien enthalten nichts anders, als
eine Sammlung von solchen Sachen, die den Krieg be-
treffen. Deswegen glaubt auch ein jeder, daß er mit
leichter Mühe ein Geschichtschreiber seyn könne, weil
man nur dasjenige erzählen dürfte, was sich zugetra-
gen hat. Es ist aber gewiß eine so schwere Sache, eine
rechte Historie abzufassen, welche diesen Namen ver-
dient, daß unter so vielen Geschichtschreibern nur sehr
wenige ihrer Pflicht ein vollkommenes Genügen geleis-
tet. Ich selbst schmeichle mir nicht, daß ich es vollkom-
men getroffen habe. Es ist nur allein von mir gezeigt
worden, wie eine Historie müsse geschrieben werden,
und daß nicht ein jeder so glücklich sey, seinen Endzweck
vollkommen zu erreichen. Ich habe insonderheit die
Fehler angezeigt, welche sich bey unsern Geschicht-
schreibern finden. Es pflegen die Liebhaber der alten
Papiere und Handschriften, alles was von den Bür-
mern zerfressen, oder von einer alten Hand geschrieben
ist, als einen grossen Schatz anzusehen, und, ohne vor-
hergegangene Untersuchung, ihren Schriften einzuber-
leiben. Dieses hat Clericus an unsern Vorsatz geta-
delt: und eben dieses kann man auch von dem Hvitfeld
und von andern Geschichtschreibern sagen. Man
schreibt grosse Bücher; wenn man aber alles heraus-
nehmen wollte, was darinn überflüssig ist, so würden
sie sehr klein werden.

Man muß nichts in die Geschichte mengen, als was
merkwürdig ist; so, wie man in den menschlichen Hand-
lungen alles überflüssige scheuen und unterlassen muß.
Der Ueberfluß schadet sowol der Kirche, als der Repu-
blik, und es ist damit öfters, wie mit dem menschlichen
Leibe beschaffen, dem gar zu viele Säfte schädlich sind.
Hierauf habe ich insonderheit allemal sehr genau acht
gegeben, da ich ein grosser Feind von aller unnöthigen
Weitläufigkeit bin, und glaube, daß man alles noch
einmal so geschwinde würde verrichten können, wenn
man

man alles, was nicht zur Sache gehöret, wegliesse. Dies drückt auch das Sinngedichte an den Fabullus aus:

Res solidas tantum cura, sepone minutas,

Et longe proprior meta laboris erit,

Nam recto gressu si pergeret ire viator,

Dimidio brevior terra, Fabulle, foret.

Ich habe bereits öfters eine Abhandlung von dem Ueberflusse entwerfen wollen. Weil ich aber jederzeit durch andre Berrichtungen davon abgehalten worden, so habe ich diesen Fürsatz fahren lassen, oder vielmehr nur auf eine bequemere Zeit verschoben.

In der Moral bin ich, wie schon vorher von mir erwähnt worden, durch eigenes Nachdenken weiter, als durch das Lesen anderer moralischer Schrifften, gekommen. Meine Lehrsätze habe ich in einigen von mir herausgegebenen Schrifften, insonderheit in meinen Sinngedichten, in meiner unterirdischen Reise, und in meinen moralischen Gedanken öffentlich an den Tag gelegt.

Die Arzneykunst ist mir so unbekannt, daß ich auch nicht einmal die ersten Gründe derselben inne habe. Dennoch aber versäume ich nicht, für meinen Leib zu sorgen, weil die Seele an den Schwachheiten des Körpers Theil nimmt. Doch folge ich mehr meiner eignen Einsicht, als dem Rathe der Aerzte; weil die Beschaffenheit meines Leibes mir besser bekannt ist, als andern, wenn solche gleich Meister in ihrer Kunst sind. Ich gestehe, daß die Kräuter ihre Wirkung haben, und ich rühme den Fleiß der Aerzte, die Kräfte der Arzneyen immer mehr zu erforschen. Aber die Beschaffenheit des menschlichen Körpers ist, nach dem Ausspruche jenes grossen Medici, ein unbekanntes Land, dessen Küsten wir noch nicht einmal kennen. Und daher rührt es auch, daß die Arzneywissenschaft noch nicht auf gewisse und unumstößliche Gründe hat können gebauet werden. Ich theile deswegen keinem Kranken einen Rath mit, wenn es aber meinen eignen Leib betrifft, so übertrefse ich, meiner Meynung nach, selbst den Hippocrates. Durch eine
Kranke

Krankheit, welche nun bald vierzig Jahre beständig an- gehalten, habe ich mir eine Erkenntniß erworben, die andern fehlet. Ich weiß, aus langer Erfahrung, was mir dienlich oder schädlich ist. Aber ich glaube, daß dasjenige, was mir Nutzen schafft, andern schädlich seyn dürfte, wenn sie auch mit eben derselben Krankheit geplagt wären. Denn es ist nicht genug, daß man die Krankheit kenne, man muß auch einen jeden Ort inwendig im Leibe kennen, wo sich die Krankheit aufhält. Wenn ich einen Arzt abgeben sollte, so würde ich meine Kranken auf folgende Art gesund zu machen suchen: Ich würde mich bey ihnen erkundigen, welche Speise und welchen Trank sie aus der Erfahrung ihnen am zuträglichsten befunden hätten? Und wenn sie mir antworteten, sie wären gewohnt, Kalk und Sand zu essen, und Dinte zu trinken, und hätten sich wohl dabey befunden, so würde ich ihnen den Rath geben, hierinn fortzufahren.

Die Music habe ich von Jugend auf geliebt. In meiner Jugend bin ich derselben mit großem Eifer ergeben gewesen. Nun aber läßt dieser Trieb mit den Jahren nach. Ich fälle eben dasselbe Urtheil von der Music, was ich von andern Künsten und Wissenschaften urtheile, welche durch die Ausbesserungen mehr Schaden als Nutzen empfinden. Die Thonkünstler scheinen zu unsern Zeiten einzig und allein darauf bedacht zu seyn, daß sie die natürliche Anmuth der Music ganz aufheben mögen, welche ihnen seit einigen Jahren zuwider geworden. Sie wenden vielmehr alle Mühe an, die Music rauh, widrig und rauschend zu machen. Je schwerer also die Composition ist, desto grösser ist der Ruhm desjenigen, der dieselbe verfertigt hat. Es ist kein Zweifel, daß die Kunst ganz untergehen wird, wenn man also fortfährt.

- - Quanto praestantius esset,

Numen aquae viridi si margine clauderet undas,

Herba, nee ingenuum violarent marmora tophum.

Ich weiß wohl, daß man einem jeden Meister in seiner Kunst glauben muß; und daß man auch von der Music, wie von den Gemälden sagen kann, daß die verborgene

Schöne

Schönheit derselben allein von Kennern recht eingesehen und nach Würden geschätzt werden könne. Da der gemeine Mann öfters die Arbeit des größten Meisters tadelt, und derselben ein weit schlechteres Stück vorzieht; aber es ist ein verderbter Geschmack, welcher, wie eine Seuche, zu unsern Zeiten in der Music herrscht. Die rechten Künstler sehen dieses auch ein, aber sie müssen sich nach dem herrschenden Vorurtheile richten, weil sie wahrnehmen, daß die meisten zu jähnen anfangen, wenn man das aller süßeste und angenehmste Concert aufführet. Diejenige Music halte ich für die vollkommenste, welche den Kunstverständigen gefällt, und doch auch zugleich den Ohren des gemeinen Mannes nicht verdrießlich ist. Die Music und Harmonie sind gleichgültige Wörter, wenn man diese aufhebt, so kann jene nicht bestehen.

Nun glaube ich, daß Ihr Befehl erfüllet worden, da ich mein Leben, meine Sitten, meine Beschäftigungen, meine Fehler und guten Eigenschaften, wo sich ja einige bey mir finden, mit der vollkommensten Aufrichtigkeit beschrieben habe. Bin ich etwa gar zu weitläufig gewesen, so werden Sie mir solches, als einem alten Manne, desto eher verzeihen, da die Alten insgemein die Weitläufigkeit zu lieben und gerne zu reden pflegen. Sie finden hier, mein Herr, sowol was gelobt, als auch was getadelt zu werden verdienet. Es ist nunmehr Zeit, daß ich mich auf meinen Abschied gefaßt mache, und die wenigen Tage meines Lebens, die ich noch übrig habe, auf die Fürsorge für meinen Leib und auf die Besserung meines Lebens anwende. Dieses letzte halte ich für das nothwendigste, weil ich bereits im Begriffe stehe, meine Reise anzutreten; jenes aber darf ich auch nicht gänzlich unterlassen. Denn die Kräfte des Körpers werden durch das Alter leicht verzehret, wo man sie nicht, wie die Flamme durch das Del, beständig stärket und unterhält.